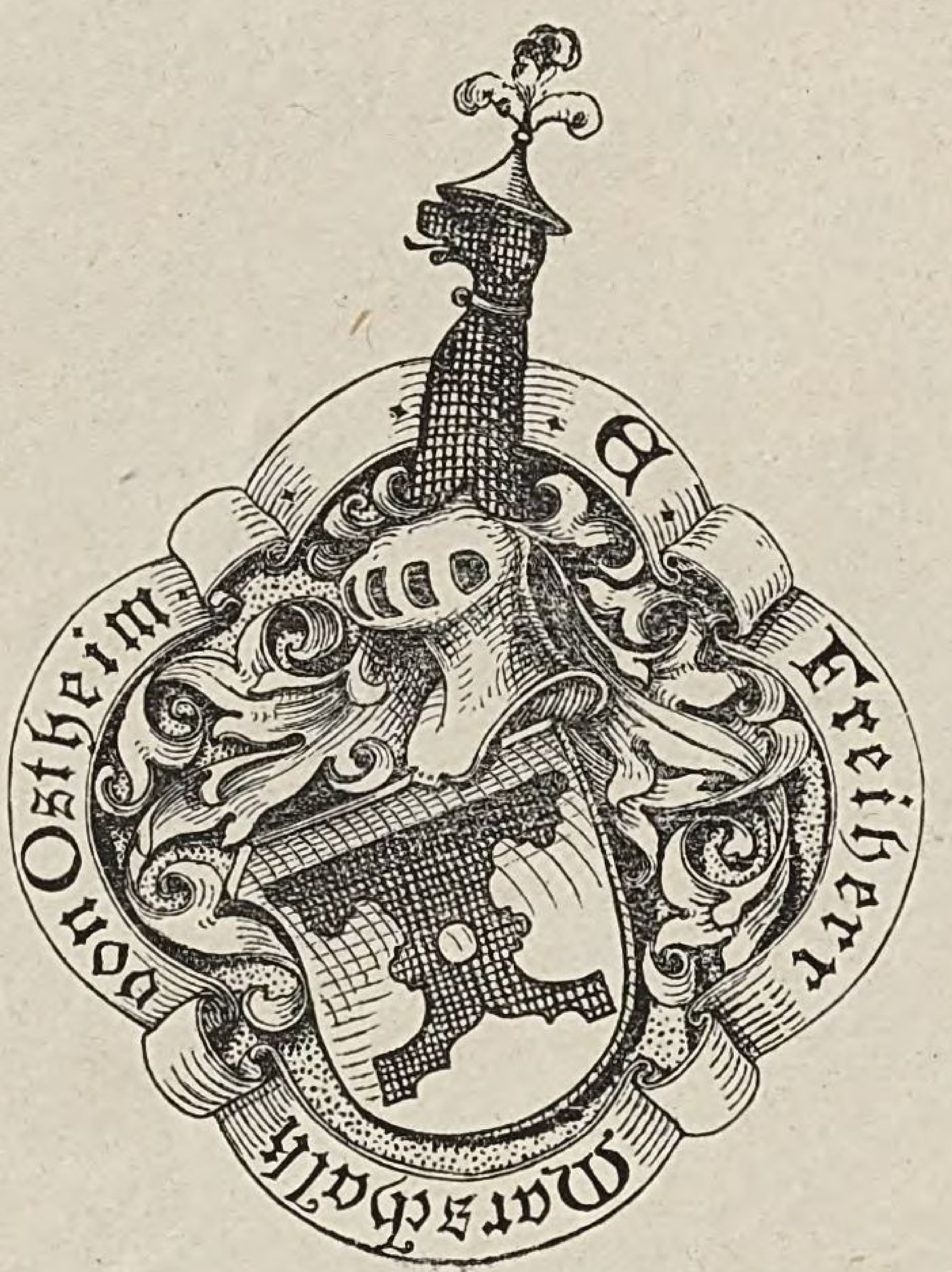

B
Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Aus dem „tollen“ Jahr.

Federzeichnungen aus dem Jahre 1848.

Zur 25jährigen Gedächtnißfeier.

Von

Dr. Julius Mühlfeld.

Bremen, 1873.
Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
U. L. Fr. Kirchhof 4.

„Wenn Sie in der Mitte oder am Ziele Ihres Lebens zurückblicken auf dasselbe, so bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk!" Dieses Wort sprach König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bei dem weltgeschichtlichen Ritte, den er im Schmucke der alten schwarz=roth=goldnen Farben deutscher Nation am 21. März 1848 durch Berlin machte, zu der studirenden Jugend — und ich denke, daß dieses Königswort auf das ganze denkwürdige Jahr angewendet werden soll. Wie hoch man auch die Gegenwart preisen möge und ihre Errungenschaften hervorheben: ich lasse es gelten, denn Großes ist in Wahrheit geschehen; aber wehe, dreimal wehe demjenigen, welcher es versuchen wollte, deshalb des „Völkerfrühlings" zu spotten und die treuen Herzen zu belächeln, welche im „tollen" Jahre die Burgen des Absolutismus brachen, aber mit ihrem guten Willen und allen

Anstrengungen doch nicht vermochten, den Baum der Freiheit, den sie auf idealer Höhe pflanzten, vor den Nachtfrösten der Reaction zu behüten. Wehe demjenigen, welcher es versuchen wollte, angesichts der Opfer und Märtyrer des „tollen“ Jahres zu lächeln über vergebliches Mühen und fruchtlose Bestrebungen, denn er würde sich versündigen am heiligen Geiste unseres Volkes. Fünfundzwanzig Jahre sind jetzt verflossen, seit aus Frankreich herüber das Signal ertönte für jene denkwürdige Zeit. Vieles ist unterdeß anders geworden, Vieles besser. Das heilige Recht einer deutschen Nation, für welches damals treueste Herzen verbluteten, wird heute nicht mehr bestritten — Deutschland ist kein bloß geographischer Begriff mehr. Was die treuen Achtundvierziger vorahnend schauten und in einem enthusiastischen Ansturme schnell zu erringen hofften — heute ist es Ereigniß geworden. Mit wehmüthigem und doch freudig stolzem Gefühle blicken wir zurück auf die damalige Zeit, auf ihre, auf unsere braven Kämpfer. Gesegnet seien sie, gesegnet bleibe ihr Angedenken, deren mannhafte Erhebung den Ausgangspunkt einer neuen, bessern Zeit bedeutet. Dem großen,

dem bedeutungsreichen „tollen“ Jahre, dessen Gedächtniß himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt machen kann, sind auch die nachfolgenden Federzeichnungen aus jener wunderbaren Zeit des Völkerfrühlings, dem die tückischen Nachtfröste nur zu schnell wieder folgten, geweiht.

Königsberg i. Pr., im Februar 1873.

Dr. J. Mühlfeld.

Inhalt.

Die letzten Augenblicke einer Dynastie.

Wie ein Fuchs in den Hühnerstall, so war Louis Philipp von Orleans, als man 1830 seinen Vetter Karl X. von Bourbon verjagt hatte, auf den französischen Thron gestiegen. Vom geschmeidigen Sohne Philipp Egalité's erhoffte man in Paris immer wieder kindlichen Glaubens das Glück, welches die nach dem Ende des napoleonischen Kaiserreichs aus dem Exile wiedergekehrten Bourbons nicht hatten gewähren können. Der „Bürgerkönig" wurde Louis Philipp von den Franzosen hochtönend genannt, als er mit den schönsten Versprechungen eines liberalen, constitutionellen, gerechten und gewissenhaften Regimentes seine Herrschaft begann; den „Judenkönig" nannten sie ihn siebzehn Jahre später, als sie ihn und seine Herrschaft gründlich satt gekriegt hatten. Louis Philipp hatte viel versprochen und wenig gehalten. Von den vielen auf ihn gesetzten Hoffnungen hatte sich nicht eine erfüllt. Der König selbst war ein gutmüthiger, friedliebender Mann, das blieb aber auch Alles. Sein Liberalismus war Maske, sein Constitutionalismus Schein; nie ist es ihm Ernst damit gewesen, so wenig als seinem verantwortlichen Minister, Herrn Guizot. Der König war ein sorglicher, aber auch ein despotischer Hausvater. Er

schätzte sich als das Haupt der Familie, dem sich Jeder unterordnen mußte; keines seiner Kinder durfte außerhalb der Tuilerien wohnen und einen eigenen Hofhalt haben, sondern alle lebten eng bei einander, und der König hatte eine Menge neuer Thüren anbringen lassen, damit nur ja überall der gehörige Zusammenhang herrsche. So hätte er es aber am liebsten auch im Staate gehalten. Persönliches Regiment war ihm die Hauptsache, sein Wille sollte durchgehen, und die nach vortrefflichem Wahlgesetze zusammengesetzte Deputirtenkammer, welche das Volk höhnisch „Guizot's Corrupte" nannte, sorgte schon immer dafür, daß er wirklich durchging. Weil Louis Philipp zu herrisch und hochmüthig war, um Widerspruch ertragen zu können, duldete er auch keine bedeutenden Männer in seiner Nähe. Lauter notorische Mittelmäßigkeiten und elende Schmeichler, die ihm in's Gesicht weihrauchten und gegen die er wenigstens zwischen seinen vier Wänden den Despoten spielen konnte, wenn er öffentlich es nicht sein durfte, aber der er doch gar zu gern war. Wie erbärmlich die Menschen in der Nähe des Königs waren, erhellt aus folgendem Zuge. Am 24. Februar — dem Tage, an welchem der Thron gestürzt wurde — begiebt sich ein oberer Offizier der Nationalgarde in das Schloß, um dem Könige die dringende Gefahr vorzustellen. Der Adjutant empfängt ihn und theilt ihm mit, daß der König im Augenblicke zu beschäftigt sei, um ihn zu empfangen, er möchte ihm sein Anliegen sagen. Der Offizier beschreibt offen die drohende Lage der Dinge, und der Adjutant sagte: „Schon gut, man ruft, es lebe die Reform! aber man ruft doch auch,

es lebe der König!" — „Ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen," antwortete der Offizier, „daß man den letzteren Ruf nirgends hört." — „Schon gut, schon gut," fällt der Adjutant ein, läßt den Offizier stehen, und begiebt sich in das Cabinet das Königs. Der Offizier bleibt verblüfft stehen und hört, daß der Adjutant dem Könige sagt: „Sire, Alles geht gut, man ruft zwar: es lebe die Reform, aber man ruft auch: es lebe der König!"

In solcher Weise wurde der fünfundsiebzigjährige Greis noch im letzten Augenblicke seiner Herrschaft betrogen, der selbst freilich sein Volk, das ein wahrhaft liberales und constitutionelles Regiment von ihm erwartet hatte, siebzehn Jahre lang betrogen hatte, bis er ihm mit seiner Selbstherrlichkeit, seiner hausväterlichen Spießbürgerlichkeit und seinen Börsenkniffen so bodenlos langweilig geworden war — so langweilig bis zum Davonjagen . . . .

Der König Louis Philipp wußte recht gut, was er wollte und was er that. Er wollte möglichst Despot sein, aber doch den constitutionellen Schein retten, wie es sich für den Bürgerkönig geziemte. Aber die Franzosen besitzen zwar auch recht lange Geduld, aber doch keine Geduld ohne Ende. Sie bekamen endlich das elende Spiel satt und schrieen nach Reform des Wahlgesetzes, welches so beschaffen war, daß nie eine wirkliche Volksvertretung das Licht der Welt erblicken konnte. „Wir wollen endlich Wahrheit für den lange geduldeten Scheinconstitutionalismus!" donnerten die Oppositionellen in der Kammer, die in der Kammer der „Corrupten" freilich die Minderheit, im Volke aber die überwiegende Mehrheit innehatten, und der König und Minister Guizot zogen

lange Gesichter dazu. „Welch schweres Amt, dabei zu regieren! Welches Wirrsal!" sprach Jener zu Diesem, „was für Stänkereien! Eine Maschine, die immer auf dem Punkte ist, auseinanderzufallen! In was für einer traurigen Zeit sind wir zu leben verdammt!" — Aber nach dieser Klage sprach der pfiffige Greis doch auch wieder sehr klug und vernünftig zu demselben Minister und enthüllte sein ganzes liberales Heuchelgewebe in den Worten: „Eine liberale Regierung ist, eingeklemmt zwischen die absolutistischen Ueberlieferungen und den Revolutionsgeist unserer Zeit, ein sehr schwieriges Ding. Es bedarf dazu einer gehörigen Anzahl von Männern, welche zugleich conservativ und liberal sind, und solcher Männer giebt es nicht genug." — Merkwürdige Schwindelmaschinen das, die mit einem Fuße vorwärts, mit dem andern rückwärts gehen sollen, und die Louis Philipp nicht in „gehöriger Anzahl" finden konnte, um seinen Schwindelconstitutionalismus fortzusetzen! Aber anstatt sich unter solchem Bewußtsein ehrlich zu bekehren, versuchte der gute, greise Bürgerkönig lieber, den reformwüthigen Franzosen noch einmal Sand in die Augen zu streuen, indem er ihnen in seiner letzten Thronrede vorgaukelte, daß die ganze Reformfrage nur eine „von feindseligen oder blinden Leidenschaften genährte Agitation" sei. Diese Beschuldigung mußte eine unbeschreibliche Wirkung hervorbringen, und sie wurde auch der eigentliche Anstifter der Februar-Revolution, die Louis Philipp mit sammt seinem Minister über alle Berge und aus Frankreich hinaus fegte. Des Königs Schwester, die sonst auf ihn so einflußreiche Prinzeß Adelinde, eine kluge und energische Dame, hatte die

verderbliche Wirkung dieser Phrase vorausgesehen, bat aber vergeblich um ihre Beseitigung; denn diese Phrase gerade war das eigenste Werk des Königs, auf dessen Beibehaltung er trotz aller Bitten bestand. Als er endlich im Familien- und Ministerrathe unwiderruflich erklärte, den Satz in der Thronrede zu sprechen, sank die Prinzessin ohnmächtig zusammen und war vier Tage darauf eine Leiche. Sie starb, um den schmählichen Sturz ihres Hauses nicht zu erleben, der wenige Wochen darauf erfolgte .... Die Adreßdebatte und die von der Regierung verbotene Abhaltung des Reformbanketts steigerten die allgemeine Aufregung und schlugen endlich dem Fasse den Boden aus. Selbst das Bankettiren und Toastiren verbieten, des Schwatzens süße Gewohnheit in schmähliche Fesseln schlagen wollen — das mußte eine Dynastie mit Krone und Thron büßen!

Das Gewitter zog herauf — Paris sah einmal wieder Barrikaden, ein blutiger Kampf stand augenscheinlich bevor.

Da gab der König nach, und ein liberaler Ministerwechsel sollte Reform und Erfüllung aller Volkswünsche verbürgen.

Paris illuminirte ...

Aber Abends um neun Uhr geschah das Seltsame, Unaufgeklärte. Der Kampf war allenthalben zu Ende. Was man in den taghell erleuchteten Straßen bemerkte, waren Jubel und Freude, Hunderttausende wogten fröhlich auf und nieder und Bourgeois und Proletarier, Nationalgarde und Linie, Männer und Frauen tauschten jubelnd den Friedensgruß: „Es lebe die Reform!“ — Eine Colonne Blousenmänner, welche Tags über die Barrikaden im Quartier

St. Martin vertheidigt hatte, traf mit einem anderen Haufen auf den Boulevards zusammen. Erstere trugen rothe Fahnen und Fackeln und boten einen wild phantastischen Anblick. Beide Haufen zogen zusammen weiter, bis am Ministerium des Aeußern der Zug stockte, weil eine Compagnie Soldaten, die zum Schutze Guizot's und der Archive vor dem Gebäude aufgestellt waren, den Weitermarsch hemmte. Aber die Hinteren, welche das Hinderniß nicht kannten, drängten nach, so daß die vordersten Reihen dicht auf die Soldaten geworfen wurden. Vergeblich unterhandelte der Anführer des Volkes mit dem Commandanten der Truppen, daß er den Haufen durchlassen möge, dessen Absichten friedlich seien; der Offizier berief sich auf seine Ordre, Niemanden durchzulassen, und ließ das Bajonnet fällen, um seine Leute vor dem großen Ansturm zu schützen . . . Da plötzlich fiel ein Schuß . . . ob Zufall oder Absicht, wer kann es sagen? — Aber dieser Schuß gab das Signal zu einem Bataillonsfeuer, welches 33 Menschen todt und 47 verwundet auf das Pflaster streckte . . . Mit furchtbarem Angst- und Rachegeheul stoben die Massen auseinander und trugen die Schreckenskunde von dem greulichen Verrathe und Gemetzel binnen Minuten durch die ganze Stadt. Die Revolution erwachte furchtbar auf's Neue, Wuthgeheul, Rachegeschrei erfüllten die Lüfte und zitterten weithin durch den gestörten Nachtfrieden, während die Sturmglocken wimmernd und stöhnend eine schaurige Begleitung übernahmen.

Jetzt half auch keine Nachgiebigkeit des Königs mehr, denn die entfesselten Leidenschaften des Volkes strebten nach

dem Throne selbst. Keine Concession konnte ihn mehr retten; denn das Oppositions-Ministerium Thiers, welches am 24. Februar in der Morgenstunde gebildet wurde, ging ganz spurlos an dem Aufruhr vorüber; nur straffe Gewalt konnte helfen. Wirklich wurden auch alle Anstalten getroffen, um die Revolution niederzukartätschen, und Marschall Bugeaud, der zum Ober-Befehlshaber der Truppen berufen wurde, war ganz der rechte Mann dazu, wie seine populären Titel: „Kerkermeister von Blaye", „Schlächter der Rue Transnonain", „Henkersknecht" u. s. w beweisen. Aber im Schlosse schwankte man zwischen Rath und That hin und her. Der alte König war so sehr von sich selbst eingenommen und miskannte, er, der so viele Revolutionen erlebt hatte, das Volk im Aufruhre so völlig, daß er mit dem neuen Ministerium Alles gethan zu haben gaubte und bereitwillig darauf einging, das Feuern der Truppen einzustellen, ja diese selber aus dem Kampfe zurückzuziehen, um die Wirkung der Plakate, welche das neue Ministerium ankündigten, und der Bemühungen der Minister selber, abzuwarten.

Bugeaud mußte also seinen gut entworfenen Schlachtplan wieder aufgeben und seine Colonnen aus dem Kampfe zurückziehen. Eine unerhört schwächliche Maßregel, die zwar dem friedliebenden Greise Louis Philipp alle Ehre machte, ihm und seiner Dynastie aber die Krone kostete; denn die Wirkungen, welche die vielgepriesenen neuen Ministerplakate ausübten, blieben gleich Null, und die persönlichen Erfolge des volksthümlichsten der neuen Minister, Armand Barrot, waren so kläglich, daß man ihm von einer Barrikade herab mit

erhobenem Gewehrlaufe zurief: „Er möge sich schleunigst mit seinem abwiegelnden Geschwätz davonmachen, wenn er keine Kugel kosten wolle“ . . . Das waren sehr traurige Aussichten für die friedlichen Intentionen des Königthums; aber dieses selbst wußte in den Tuilerien vorläufig weder von diesen, noch von den ungeheuren Anstrengungen und siegreichen Fortschritten der Revolution, sondern hoffte jeden Augenblick auf die beschwichtigende Wirkung seiner Concessionen.

Es hatte ja Alles gegeben, was man früher verlangt hatte, und war so thöricht, zu glauben, jetzt werde sich das Volk damit begnügen, was man früher seinen Bitten schnöde verweigert hatte. Nein, jetzt war es mit den Concessionen zu spät, jetzt wollte das Volk sich selbst nehmen, was zu bekommen sei, denn schon standen die energischesten Führer der Republikaner mit auf den Barrikaden und wiesen die erregten Kämpfer auf ein Ziel des Kampfes hin, zu dem man nur über die Trümmer des Thrones gelangt . . .

Die Aufrührer waren in der Nacht furchtbar fleißig gewesen, um Paris in eine Festung des Volkes umzuwandeln. 1512 Barrikaden standen errichtet, zu denen allein 4013 Baumstämme und 1,277,000 Pflastersteine verwendet worden waren, ungerechnet des übrigen Materials an Wagen, Karren, Thüren, Möbeln, Balken u. s. w., wie es aus jedem Hause herbeigeschafft wurde.

Diese Riesenarbeit der Nacht hatte die Kampfeslust eher gestärkt, denn abgeschwächt, Argwohn, Haß, Rachelust entschieden gesteigert. Und während die Regierung noch mit Concessionen und schönen Reden den Wogenschwall der Revolu-

tion zu dämmen gedachte, drang dieselbe bereits unaufhaltsam gewaltig, ein Bollwerk des Königthums nach dem andern einnehmend, zu ihrem Hauptziele, den Tuilerien, vor, wo die Entscheidung lag . . .

Dank der eigenen Verblendung des Königs und der ausgesuchten Mittelmäßigkeit seiner Umgebung, welche die Mittheilung der bittern Wahrheit an den Monarchen für Majestätsbeleidigung gehalten haben würden, blieb die königliche Familie in den Tuilerien noch immer unbesorgt. Louis Philipp war überzeugt, im schlimmsten Falle die Revolution noch immer mittelst der Truppen und der Nationalgarden bändigen zu können, ohne zu ahnen, daß letztere großentheils schon mit dem Volke fraternisirt hatten und als Barrikadenkämpfer Arm in Arm, Büchse an Büchse mit den Blousenmännern standen! — In gewohnter Weise wurde um 10 Uhr Morgens für die königliche Familie das Frühstück in der Gallerie der Diana servirt. Der König war sichtbar aufgeregt, doch weit davon entfernt, eine ernstliche Gefahr zu ahnen. Er, der unter einer Revolution aufgewachsen und durch eine Revolution auf den Thron gelangt war, kannte die Revolutionen und ihren rücksichtslosen Geschwindmarsch so wenig, daß er sich noch immer durch die Volksthümlichkeit seiner neuen Minister Thiers und Barrot gedeckt und gesichert meinte, die derweil doch schon das kläglichste Fiasco gemacht hatten.

Während des Frühstücks, dessen geschichtliche Bedeutung sich die Speisenden anfänglich nicht träumen ließen, erhielt der König endlich durch einen Offizier vom Generalstabe Berichte voll der ganzen erschreckenden, bedrohlichen Wahrheit.

Das Volk sei bereits im Begriff, sich des Stadthauses zu bemächtigen, und würde bald Herr des Palais Royal und des Concordienplatzes sein, lauteten dieselben.

Das waren höchst beängstigende Nachrichten, und die sofortige Flucht der königlichen Familie wurde nur durch die neue Kunde aufgehalten, daß General Bedeau den Concordienplatz mit seinen Truppen besetzt halte, der Weg zur Flucht also gesichert bleibe. Nun begann ein Planen, Rathen, Schwatzen, Hin- und Herlaufen in den königlichen Gemächern, wie es sonst etwas ganz Unerhörtes gewesen wäre. Aber die Etikette hatte die erste Ratte des lecken Schiffes gespielt und hatte es zuerst verlassen . . .

„Abdanken," dieses Wort drang mehrfach an des greisen Königs Ohr, „abdanken, um die Dynastie zu retten."

„Nein," rief die Königin mit einem verächtlichen Blicke auf solche Rathgeber, „nichts von Abdanken. Ziehen Sie Ihre Uniform an, Sire, steigen Sie zu Pferde, elektrisiren Sie durch Ihre Gegenwart die Truppen und die Nationalgarden und sterben Sie, wenn es so sein muß, für Ihre Ehre und für Ihren Thron!"

Männliche Worte fürwahr von dieser Frau, die sich überhaupt bis zum Ende als eine unerschrockene und muthige Fürstin benahm. Louis Philipp, der sonst solche Rathschläge in seine Selbstherrlichkeit hinein sehr übel genommen haben würde, war bereits so schwankend und kindlich willenlos geworden, daß er schweigend nach dem Geheiß der Königin that. Mit der Generalsuniform der Nationalgarde und dem großen Bande der Ehrenlegion angethan, bestieg er ein

prächtig aufgezäumtes Pferd und ritt hinaus auf den Karoussel-platz, wo mehrere Tausend Mann Linientruppen und Nationalgarden aufgestellt waren.

Gefolgt von seinen beiden Söhnen, den Herzogen von Nemours und Montpensier, und einigen Generalen und sonstigen Würdenträgern, ritt der König an die Nationalgarden heran und ward vom ersten Bataillone nicht mit dem üblichen „vive le roi!“ sondern mit einem energischen: „vive la réforme!“ empfangen.

Louis Philipp's Züge nahmen einen noch tiefer bekümmerten, wahrhaft mitleiderweckenden Ausdruck an. Er ritt zu dem Commandanten und sagte: „Geben Sie Ihren Leuten die Versicherung, daß sie die Reform haben sollen. Ich würde diese schon früher bewilligt haben, falls ich gewußt hätte, daß sie von der Nationalgarde so lebhaft gewünscht wird.“ Der König ritt weiter, um bei dem nächsten Bataillone dieselbe Scene zu erleben — ja, hier rief man gar: „Hoch die Reform und nieder die Minister!“ Als der König sprechen wollte, hob ein furchtbares Geschrei an, die Nationalgarden schwenkten ihre Säbel und Gewehre und tausendstimmig erscholl der Ruf: „Nieder mit dem System!“

Mit dem „System“ bezeichnete man Louis Philipp's persönliche Regierungsmethode. Das wußte der alte Mann wohl und wandte sich seufzend ab; ohne nur noch einen Blick auf die Linientruppen zu werfen, kehrte er langsam nach den Tuilerien zurück.

„Kein Zweifel mehr — es gilt mir . . .“ seufzte der Greis sein eigenes Urtheil.

Die Verwirrung stieg jetzt mit jeder Minute. Die königlichen Gemächer glichen einem Chaos, das aus Menschen aller Stände bestand, die sich, rathend und helfen wollend, mit Gerüchten und Nachrichten herumdrängten.

Eben ist nochmals ein neuer Ministerwechsel vollzogen worden, der Herrn Thiers wieder zurückstellt und Barrot zum Premierminister macht — der Versinkende klammert sich ja auch an den Strohhalm! — da stürmt der Journalist Emile de Girardin mit einem gedruckten Plakate in das Gemach.

„Sire,“ rief derselbe dem Könige entgegen,“ „Sie dürfen keine Minute mehr verlieren, danken Sie ab, sonst wird es in einer Stunde in Frankreich weder ein Königthum, noch einen König mehr geben.“

Ein Blick des Erstaunens, der beleidigten Würde bildete die erste Entgegnung des Königs auf diesen ungestümen Vorschlag. Da sich aber Girardin nicht irre machen ließ, sondern mit ruhiger Offenheit die wirkliche Lage darstellte und als einzigen Rettungsanker für die Dynastie die Abdankung des Königs zu Gunsten seines Enkels und die Regentschaft der Herzogin von Orleans erklärte, so wurde Louis Philipp selbst schwankend und auch mehrere Familienmitglieder bestimmten ihn, der Nothwendigkeit zu weichen.

Besonders sein Sohn, der Herzog von Montpensier, drang mit einer unkindlichen Hast in den alten Mann, die auf alle Zeugen den peinlichsten Eindruck machte, und rief: „Wenn es so steht, Sire, so darf kein Zaudern stattfinden. Danken Sie ab.“

Was mag der fünfundsiebzigjährige Greis bei diesen Worten des eigenen Sohnes empfunden haben? — Waren sie allein nicht Strafe genug für alle seine Fehltritte und Herrschersünden? — Wie ein schon halb Versunkener, den die Strömung mit fortreißt, sagte Louis Philipp nach kurzem Zögern: „Ich bin allezeit ein friedliebender Fürst gewesen. . . Ich danke ab . . .“

Sogleich eilten mehrere der Anwesenden aus dem Zimmer, um die wichtige Nachricht zu verbreiten. Auch der Herzog von Nemours verkündigte den ihn im Palasthofe umringenden Offizieren: „Der König hat abgedankt, zu Gunsten des Grafen von Paris — die Herzogin von Orleans ist Regentin.“

Im königlichen Gemache spielte unterdeß eine neue Aufregungs- und Jammerscene. Die Frauen haben im Nebensalon vernommen, was vorgegangen ist, und stürzen heraus. Die Königin ruft außer sich ihrem Gemahle zu: „Man will Dir das Scepter entreißen, und doch hat Niemand als Du die Kraft, es zu tragen! Es ist besser muthig sterben, als schmählich abzudanken. Steig' zu Pferde, die Armee wird Dir folgen!“ —

Helene von Orleans liegt zu ihres Schwiegervaters Füßen und bedeckt seine Hände mit Thränen und bittet ihn, daß er sie mit der Last einer Regentschaft verschonen möge, für die sie nicht vorbereitet, nicht gewappnet sei. „Soll man überhaupt in einer solchen Krise auf die Schultern einer Frau eine solche Last legen, welche Ihnen zu schwer vorkommt?“

Mitten in diese Jammerscene hinein fällt das Verlangen an den König, seine Abdankung schriftlich aufzusetzen. Der

unerbittliche Montpensier sagt zu seinem Vater: „Sire, Sie müssen Ihre Thronentsagung niederschreiben!“ — Und dabei legt er das Papier zurecht und rückt den Stuhl an den Schreibtisch, zu welchem Louis Philipp hinwankt.

Vergeblich sinkt ihm die Königin in die Arme — der eigene Sohn drückt ihm die Feder in die Hand, und Louis Philipp beginnt zu schreiben. Langsam, mit lauter großen Anfangsbuchstaben schreibt er die verhängnißvollen Worte . . .

Aber unterdessen hat draußen auf dem Carousselplatze der Marschall Bugeaud den Entschluß des Königs erfahren, den er nicht begreift, weil er keinen Vortheil aus demselben erblühen sieht, selbst wenn die Abdankung, was der Barrikaden wegen fast unmöglich erscheint, in der ganzen Stadt bekannt würde. Der Marschall eilt nach den Tuilerien und findet den König gerade beim Schreiben. Angstvoll stürzt er zu ihm hin und ruft: „Wie, Sire, Sie danken ab? Dies wird vollends Alles verderben. Hören Sie diese Schüsse? Erst müssen wir uns schlagen und dann werden wir sehen. Aber um Gottes willen, danken Sie nicht ab!“

Die Königin, welche bisher ganz gebrochen zugeschaut hat, schöpft wieder Muth aus des Marschalls Worten. Sie eilt zu ihrem Gemahl mit den Worten: „Der Marschall hat Recht, man macht Ihnen Furcht, — schreiben Sie nicht, Sire!“

Louis Philipp schwankt und will die Feder weglegen. Fragend, zweifelnd, rathlos blickt er im Kreise umher, Ermuthigung in den verschiedenen Gesichtern suchend. Aber alle Blicke sind niedergeschlagen, kein hoffnungsreicher Aufblick ist zu gewahren, und nur der Herzog von Montpensier sagt

in seiner gewöhnlichen unkindlichen Weise: „Sire, Sie müssen Ihr Wort halten.“ — Der Greis sinkt wieder in sich zusammen und nimmt die Feder wieder auf. Langsam, mit unsicherer Hand setzt er die vorher angefangene Schrift fort.

„Sire, beeilen Sie sich, schon wird auf dem Carousselplatz geschossen!“ ruft plötzlich eine Stimme. Aber der Greis, welcher eben dabei ist, sich seiner Würde zu entkleiden, richtet sich noch einmal in der ganzen Höhe derselben auf. Mit einem Blicke der Entrüstung forscht er nach dem Sprecher und sagt dann schneidend: „Man wird mir wohl Zeit lassen. Komme, was da wolle, ich kann's nicht schneller machen.“

Endlich ist es aber doch vollendet. Er nimmt das Blatt in die Hand und liest langsam halblaut vor. Trotz der allgemeinen Erregung ist es in diesem Augenblicke so still im Gemache, daß man jeden Ton des Lesenden versteht: „Ich entsage dieser Krone, welche die Stimme der Nation mich zu tragen berufen hat, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große Aufgabe lösen, welche ihm heute zufällt. Am 24. Februar 1848. Louis Philipp.“ —

Die Königin war außer sich und machte im ersten Augenblicke Miene, sich der Urkunde zu bemächtigen, um sie zu zerreißen. Sie faßte sich aber wieder, umarmte den König und rief: „Möge Dein Enkel Dir gleichen! Meine Herren, der König ist doch besser, wie Sie Alle — Sie haben jetzt, was Sie gewollt haben, aber Sie werden es bereuen.“

Louis Philipp sagte resignirt: „Da ist meine Abdankung, man bringe sie dem Marschall Gérard.“ — Lange wagte keine Hand zuzugreifen — als es endlich geschah und ein

Getreuer damit hinauseilte, da war es längst zu spät. Der Aufstand war viel zu weit vorgeschritten, als daß ein Stück Papier noch Werth haben oder gar Beschwichtigung ausüben konnte. Völlig gleichgiltig verklang die Nachricht von der königlichen Abdankung unter den Wogen des Aufruhrs — höchstens hörte man das wilde Geschrei der Menge: „nach den Tuilerien! nach den Tuilerien!" als schauerliches Echo widerklingen . . . Und dennoch hoffte man in diesem Schlosse noch immer!

Doch nicht mehr lange. Wie der wilde Panther, der einmal Blut gekostet hat und nun sich nicht daran satt trinken kann, lief die Revolution aus den Straßen heraus, auf den Carousselplatz, so daß die Truppen auf den Tuilerienhof zurückgezogen werden mußten, hinter das geschlossene Eisengitter.

Jetzt war Alles verloren, das mußte Jeder einsehen. Flucht, schleunige Flucht vor der Volkswuth war das Einzige, das Letzte, was noch zu thun blieb. Marschall Bugeaud, der vergeblich versucht hatte, mit den Worten: „Wir dürfen, ohne ewige Schande auf uns zu laden, den Palast unseres Königs nicht auf diese Weise überschwemmen lassen!" — noch einen verzweifelten Widerstand angesichts der Tuilerien anzuordnen, rang, als er Alles weichen, Alles flüchten sah, die Hände gen Himmel und grollte in wildem Schmerze: „Welch' eine Schande, eine siebzehnjährige Dynastie auf solche Weise fallen zu lassen."

Im Schlosse war die Anarchie bereits ausgebrochen. — Alles rannte und rettete sich wild durcheinander. Herren

und Damen in seidenen und sammetnen Hofgewändern hatten ganz das gewöhnliche stereotype Lächeln vergessen und stürzten die Treppen hinab und den Ausgängen zu, hinter denen die Rettung lag.

Die königlichen Reisewagen waren befohlen worden und kamen aus den Ställen der Rue St. Thomas du Louvre über den Carousselplatz gefahren. Aber in demselben Augenblicke trafen auch die Plänkler der Revolution bereits auf dem Platze ein — Schüsse knatterten — ein Vorreiter und mehrere Pferde stürzten getroffen zusammen und die Wagen wurden zur Umkehr in die Remisen gezwungen.

Erneutes Entsetzen in den Tuilerien. Die Prinzessinnen schrieen bei dem Geknatter der Schüsse laut auf — der König selbst fährt aus seinem Lehnstuhle auf, während ein Herr Cremieux in das Zimmer stürzt und dem Greise zuruft: „Sire, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Das Volk kommt. Noch etliche Minuten, und es wird in den Tuilerien sein.“

Louis Philipp springt auf und legt Ordensband, Degen und Uniform ab, während die Königin ihm einen bürgerlichen Oberrock und grauen Hut reicht.

„Meine Uhr?“ sagte der Greis — „wo ist meine Uhr? Meine Schlüssel? Mein Portefeuille?“

Endlich hatte er Alles beisammen und besah die Schlüssel. Es mochte ihm im Augenblicke einfallen, daß sie ihm nichts mehr nützen würden — doch er schien zu keinem klaren Bewußtsein zu gelangen — zerstreut ließ er sie in seine Tasche gleiten. Dann faßte er das große Portefeuille fester und

umklammerte es wie krampfhaft mit dem Arme . . . Louis Philipp ist im Begriff, einen Thron, ein Reich zu verlieren, aber er rettet die Casse, seine Actien und Papierchen.

Die Prinzessinnen weinen, aber Louis Philipp denkt jetzt bloß noch daran, sicher davon zu kommen und sich und sein Geld vor der Volkswuth zu retten. Er bietet der Königin den Arm — „Helene, Sie bleiben hier!" sagt er kurz zu seiner Schwiegertochter, der Herzogin von Orleans, und giebt durch sein Weggehen das Signal zur allgemeinen Flucht.

Durch einen dunklen Gang kommt der Zug aus dem Cabinette des Königs in eine Vorhalle des Pavillons d'Horloge und von da in den Tuilerien-Garten. Zwei Schwadronen Kürassiere sind hier zur Bedeckung des Zuges bereit gehalten, der wie ein Leichenzug dahinschwankt; einige Nationalgarden schließen sich ihm an. So ziehen die Flüchtlinge den langen Weg hinab und gelangen endlich auf den Eintrachtsplatz, der noch von den Truppen des Generals Bedeau besetzt ist. Schon aber ist auch viel Volk hereingedrungen und das Getümmel wächst mit jedem Augenblicke. Die Umgebung des Königs verkennt nicht die wachsende Gefahr, das Volk fluthet näher, und wie leicht kann eine Kugel die Brust des Greises treffen . . . Vorwärts deshalb, vorwärts bis zu dem großen Obelisken, denn dort hält einer der elendesten Fiaker von Paris, welchen man mit Mühe für die Flucht des Königs aufgetrieben hat. Der Ort ist freilich unangenehm ominös. Der Fiaker hält genau auf derselben Stelle, wo einstmals die Schwelle des Schaffots der Ahnen des Königs stand . . . Er mag sich dessen selbst entsinnen, denn er

schaudert und eilt auf den elenden Räderkasten zu, der ihn retten soll. Aber der Wagen ist schon besetzt, die Herzogin von Nemours hat sich mit ihren Kindern hineingeworfen. Der König öffnet selbst den Wagenschlag und findet den Wagen gefüllt. „Steigt aus! Steigt alle heraus!“ ruft er heftig — die Prinzessin gehorcht — Louis Philipp und seine Gemahlin steigen ein und nehmen zwei Kinder mit sich . . . Der Wagenschlag fliegt zu.

„Mein Portefeuille! mein Portefeuille!“ — ruft der Greis angstvoll. — Herr Cremieux schiebt ihm die umfangreiche Mappe nach, die kaum durch das Wagenfenster geht. Jetzt weiß Louis Philipp, daß er das Kostbarste gerettet hat! — „Fort! Schnell vorwärts!“ ruft er voll Ungeduld — der Kutscher haut auf das Pferd ein, das keuchend davon fliegt und die Flüchtlinge, gedeckt von den getreuen Kürassieren, binnen einer halben Stunde nach St. Cloud bringt . . .

Die übrigen Familienmitglieder folgten nach einigen Minuten in zwei ebenso erbärmlichen Fuhrwerken den königlichen Flüchtlingen nach.

Zwei der niedrigsten Diener seines Hauses waren dem Könige aus den Tuilerien gefolgt und waren, als der Wagen abfuhr, in Verzweiflung zurückbleiben zu sollen. Da plötzlich sprang der eine auf den Rücken eines Trompeterpferdes, umfaßte den Reiter und war nicht zum Absteigen zu bewegen; der andere sprang auf einen Tritt des Wagenschlages, und es fand Niemand den Muth, den getreuen Menschen zu verjagen, obgleich er bei der eiligen Flucht beschwerlich werden konnte. So verschönte wenigstens ein Zug von Liebe und Treue diese kläglichste Flucht einer Dynastie.

Die königliche Familie begab sich, da sie sich in der Nähe von Paris nicht für sicher hielt, noch am nämlichen Tage über Trianon nach dem Schlosse zu Dreux. Hier wollte Louis Philipp das Weitere abwarten, denn noch zweifelte er nicht an dem Fortblühen seiner Dynastie, sondern hoffte, daß seine Abdankung genügt habe, um Alles zu beschwichtigen. Aber der 25. Februar brachte ihm die Nachrichten von dem verunglückten Versuche der Herzogin von Orleans, die fallende Krone auf dem Haupte ihres jungen Sohnes festzuhalten, und von der Proclamation der Republik, die den Entschluß schleuniger Flucht in das Ausland zur Folge hatte. Der Sicherheit wegen reiste die königliche Familie in mehreren Gruppen und auf verschiedenen Wegen nach der Küste der Normandie, um sich nach England einzuschiffen.

In dem Landhause eines Getreuen, des Grafen Prethuis, erwartete das königliche Paar günstiges Wetter, um auf einem Schifferboote die Ueberfahrt zu bewerkstelligen. Vergeblich, es stürmte und regnete von Tag zu Tag . . . Da machte sich der königliche Greis selbst und zu Fuß nach der kleinen Hafenstadt Trouville auf, um Schiffsgelegenheit zu suchen: aber die Gefahr erkannt zu werden zwang ihn, unverrichteter Sache unter dem Schutze einer Regennacht wieder umzukehren.

Draußen stürmte und tobte es weiter und machte die Ueberfahrt in einem kleinen Fahrzeuge zur Unmöglichkeit . . .

Des Wartens müde, und in der steten Sorge, entdeckt und gefangen genommen zu werden, faßte Louis Philipp

endlich den Entschluß, dieselbe mit einem Streiche zu durchhauen. Frei und offen ging er nach Havre, um sich dort auf einem englischen Postdampfer einzuschiffen. Der Capitain sowohl, als auch der englische Consul in Havre, hatten von der britischen Regierung bereits Befehl erhalten, im vorkommenden Falle die Flucht des Königs durch jedes ihnen zu Gebote stehende Mittel zu erleichtern.

Zwar wurde das königliche Paar in dem Augenblicke seiner Einschiffung von dem Volke erkannt, doch geschah kein Versuch, die unglücklichen Flüchtlinge irgendwie zu belästigen. Ungekränkt langten sie auf dem Dampfer an und landeten wenige Stunden später, am 3. März, in New-Haven, womit die Irrfahrten des greisen Paares ein Ende fanden.

„Gottlob, ich bin auf englischem Boden!" Mit diesem Ausrufe setzte Louis Philipp, der entthronte König der Franzosen, den Fuß auf das Land, welches er sich zum Exile gewählt hatte und in welchem er auch sein Grab finden sollte.

Wohl aber nur selten ist dem Sturze eines Königs eine so allgemeine Gleichgültigkeit gefolgt, wie dem Louis Philipp's. Selbst seine Herren Brüder auf den Thronen beklagten ihn nicht, weil sie immer nur einen Usurpator in ihm gesehen hatten, der durch eine Revolution zu Macht und Krone gelangt war. „Louis Philipp ist durch Barrikaden gestiegen und durch Barrikaden gefallen; das ist in der Ordnung . . ." urtheilte der damalige Prinz von Preußen und gegenwärtige König Wilhelm über den Fall, und also dachte man in den legitimen Herrscherhäusern im Allgemeinen über denselben . . .

Eines Staatsmanns Sturz und Ende.

In Paris war es unruhig, ja konnte es möglicherweise toll hergehen in den Februartagen des Jahres 1848.

Das wußte man in Wien — das wußte vor Allen der kaiserlich königliche Staatskanzler Fürst Klemens v. Metternich, der Mann, welcher Europa und besonders ganz Deutschland so vortrefflich mit der Schnürbrust des Absolutismus versorgt hatte, daß er, so lange er lebte, an keine Veränderung, an keine Umwälzung dachte oder glaubte. Freilich, was und wer nach ihm kommen würde . . .?

„So lange ich lebe, hält's," hatte der Herr Staatskanzler oftmals stolz ausgerufen und zu jeder Mahnung, daß man doch endlich den drängenden Völkern Concessionen machen müsse, so fein und erhaben gelächelt, wie nur er, der vollendetste Cavalier seiner Zeit, unnachnahmlich zu lächeln verstanden hat.

Zwar seit einigen Jahren, da war ihm doch Manches unangenehm geworden. Die österreichischen Völker, besonders die unruhigen Ungarn und die deutschfeindlichen Czechen, drängten wie unzufriedene Kinder bald um diese, bald um jene Reform, so daß es förmlich mühsam wurde, sich in dem

altgewohnten Schaukelsysteme zu erhalten, und einzelne deutsche Fürsten ließen sich sogar von dem Drängen ihrer Völker Concessionen abnöthigen ... Ja, sogar der König von Preußen, der gutgesinnte Romantiker Friedrich Wilhelm IV., hatte Ende des Jahres 1846 seinem Volke versprochen, durch Einberufung des vereinigten Landtags die Einführung einer Verfassung in Preußen anzubahnen.

Das war ein fataler Streich für den Herrn Staatskanzler in Oesterreich, und ganz consternirt gab er die Worte von sich:

„Fast möchte ich wünschen, daß die Fabel zur Wahrheit würde, denn bleibt es bloß ein königlich preußisches Versprechen, so wird es wieder heißen: ich sei daran Schuld und hätte den König bewogen, einstweilen die Sache zu reponiren. Mir däucht, als ob man in Preußen die öffentliche Meinung begütigen wolle und suche sich dazu mich als Knecht Ruprecht aus ..." Aber gleich darauf fügte er bedenklich hinzu: „Und dennoch wäre es mir nicht lieb, wenn es dem Könige mit einer reichsständigen Verfassung in Preußen wirklich Ernst würde. Mein Einfluß in Deutschland wäre untergraben."

Der vereinigte Landtag war aber in Preußen wirklich berufen worden, und noch viel Schlimmeres war in Italien geschehen. Dort hatte der neue Papst Pius IX. die liberale Fahne aufgesteckt. Ein liberaler Papst — der größte Despotismus der Welt mit liberalen Ideen im Bunde ... welche Carricatur! Damals aber wurde fest daran geglaubt. Ja, selbst König Bomba in Neapel gab eine Verfassung, die charakteristisch genug verkündigt wurde,

als man gerade den Carneval einläutete — die anderen italienischen Fürsten mußten wohl oder übel nachfolgen, am liebsten that es König Karl Albert von Sardinien, der offen das Messer wetzte, um das Schwert Italiens zu werden und Italien von der Fremdherrschaft zu befreien.

Schlimme Dinge das für einen Mann wie Metternich, dessen hervorstechendster Charakterzug der war, das Bestehende um jeden Preis zu erhalten und immer fester zu kitten, womöglich auch für die kommenden Generationen.

Alle die Thatsachen, die aus anderen Ländern vorlagen, wiesen vielmehr darauf hin, daß für Oesterreich die Stützen des alten Systems weggerissen seien, daß es auch daran denken müsse, sich zu verjüngen, um nicht endlich zu zerfallen.

Hartnäckig verschloß sich Metternich aber auch noch jetzt solchen Mahnungen, denn er besaß den wunderbaren Glauben, daß in Oesterreich keine Revolution möglich sei. Selbst ein Mitglied des österreichischen Staatsraths, der für den armen kranken Kaiser Ferdinand regierte, der Graf Kolowrat, wurde zuweilen von liberalen Ideen angehaucht, wogegen sich der alte Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich um so fester in den Panzer eines unentweihbaren Conservativismus hüllten.

Aber selbst in die kaiserliche Hofburg hinein wehte der Hauch der zeitbewegenden Ideen. Der Vorgang Preußens und das schlechte Beispiel der italienischen Fürsten bewirkten so viel, daß man im Anfang des Jahres 1848 in der kaiserlichen Familie sogar von einer österreichischen Reichsverfassung zu sprechen wagte und an die Vorbereitung von Grundlagen

dachte, auf welchen eine solche dereinst errichtet werden könne . . .

In der österreichischen Kaiserfamilie gab es eine Partei, die dem Fürsten Metternich übelwollte, weil seinem Conservativismus das kirchliche Element mangelte. Diese Partei wollte ihn um jeden Preis beseitigt wissen, sie widerstrebte Allem, was er that. So zeigte sie sich jetzt, um des Himmels willen nicht aus Prinzip, sondern aus Opposition gegen Metternich, den Reformen geneigt, welchen sich Metternich widersetzte.

An der Spitze der Metternich feindlichen Partei standen der alte Erzherzog Johann, sein Todfeind, und die Erzherzogin Sophie, die Frau des nächsten und Mutter des künftigen Thronfolgers.

Metternich kannte alle die gegen ihn geschmiedeten Intriguen, fürchtete sie aber nicht, so lange die Hauptperson im Familienrathe und der Vorsitzende der Staatsconferenz, Erzherzog Ludwig, lebte, welcher vollkommen der Mann des Franz-Metternich'schen Systems war und seinem sterbenden Bruder, dem Kaiser Franz, die Hand darauf gegeben hatte, in Oesterreich Alles beim Alten zu lassen . . .

Da war jetzt nun auch noch das Gewitter in Frankreich heraufgezogen.

Die letzten Nachrichten hatten schon von Kampf zwischen Volk und Regierung, von Barrikaden und Sturmgeläute verkündet, und der Fürst-Staatskanzler wartete mit Ungeduld auf neue Depeschen aus diesem Vulkan der Unruhen und des Umsturzes.

Am 28. Februar brachte ein Courier die Nachricht von der Abdankung Louis Philipp's und der Regentschaft der Herzogin von Orleans.

Louis Philipp war für die Metternich'sche Staatsweisheit niemals eine persona grata gewesen. Der legitimste Hof der Welt konnte es dem Bürgerkönig nicht verzeihen, daß er durch eine Revolution auf den Thron gelangt war — so wenig als es ihm der große Czar Nicolaus verziehen hat, für den Louis Philipp von Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn in intimen Kreisen der „Lump" geblieben ist. Oeffentlich war er als eine Art politischer Nothwendigkeit hingenommen und auch als eine solche unterstützt worden.

Ueber Louis Philipp's Fall würde Fürst Metternich nicht geklagt haben, selbst wenn dieser Mann eine Spur von dem besessen hätte, was man Herz nennt.

Er nahm diese Nachricht vielmehr ruhig mit den Worten hin: „Abdanken darf Jeder; die Regentschaft ist nicht verfassungsmäßig, das hat Frankreich mit sich auszumachen . . ."

Und Frankreich machte es mit sich aus.

Am anderen Morgen war der Fürst kaum in sein Arbeitscabinet gekommen, als ein neuer Courier aus Paris gemeldet wurde.

Nur herein! nur herein! Wir wollen sehen, mit welchem Spielzeuge die Frau Herzogin-Regentin von Orleans die unruhigen Kinder von Frankreich zu beruhigen sucht.

Nichts da mehr von Regentin — in Frankreich ist die Republik ausgerufen worden.

Hat Fürst Metternich der Meduse in's furchtbare Antlitz geblickt?

Er ist leichenblaß geworden, so sitzt er wohl zehn Minuten lang regungslos, wie erstarrt. Blut und Leben scheinen aus ihm gewichen zu sein und nur langsam kehren sie zurück . . .

Republik! Das war zu viel, das war viel mehr, als der Staatskanzler im schlimmsten Falle fürchten zu müssen geglaubt hatte! Da war sie wieder, die Hydra, der er durch ein fast vierzigjähriges Wirken die Köpfe endlich zertreten zu haben glaubte.

Mit banger Sorge erwartete der Staatskanzler die weiteren Nachrichten aus Paris; er hoffte noch immer auf eine Contrerevolution zu Gunsten der Bourbons oder Orleans. Freilich, der Thron Louis Philipp's war ja auch in einer so lächerlich schmählichen Weise umgestürzt worden, daß ein Absolutist vom reinsten Wasser, wie Klemens Metternich war, gar nicht an den Ernst solchen Faschingsspiels zu glauben vermochte. Aber bei aller Sorge und Bangigkeit behielt der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler seine vornehm-kühle Ruhe bei, in deren Bewahrung so oft schon das Geheimniß seiner Macht und seiner Stellung geruht hatte. —

Fürst Metternich schüttelte den Kopf, als er die Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung in Paris las; er lächelte, als er des phrasenreichen Lamartine's Manifest an Europa durchflog — aber er blickte zugleich nicht ohne Sorge in diesem ganzen Europa und selbst in den ober-

österreichischen Ländern umher, um trotzdem, als am kaiserlichen Hofe der Gedanke auftauchte, zur Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich und also in Europa sofort die heilige Allianz aus ihrem dreißigjährigen Schlummer zu erwecken, sich mit voller Energie dagegen zu stemmen.

Der Mann, welcher das Interventionsprinzip zum Systeme erhoben hatte, bekämpfte jetzt inconsequenterweise die Intervention! Vor Allem müsse man abwarten, welchen Verlauf die Revolution nehme, wie weit deren Folgen sich erstrecken, bis wohin ihre Schwingungen gehen würden. Allem Anschein nach habe man vorerst genug mit sich selbst zu thun, anstatt an einen Krieg zu denken, dessen Gefährlichkeit durch die Antipathieen wachsen müßte, denen er unstreitig im Volke begegnen würde. Oesterreich selbst sei durch Ungarn und Italien viel zu sehr in Anspruch genommen, um an einen Plan gehen zu können, zu dessen Ausführung man aller Kräfte bedürfe . . .

So Fürst Metternich, dessen Ansicht durchdrang. Der Beginn der deutschen Bewegung in Süddeutschland und ihr rapides Sichfortpflanzen — die Hast, mit welcher die Regierungen der meisten deutschen Staaten liberale Zugeständnisse machten und die in Wien wie in Berlin offene Bestürzung erregte, mochte nicht wenig dazu beitragen, die Freunde eines frischen, lustigen Krieges verstummen zu lassen. Sie verstummten aber gründlich, denn Oesterreich und Preußen fühlten sich schon in den ersten Tagen des März zu der Erklärung bewogen: daß sie sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs nicht mischen würden.

Daß Fürst Metternich, als er davon redete, wie man allem Anschein nach genug mit sich selbst zu thun haben würde, nicht im Entferntesten daran dachte, daß man sogar in Wien heiße Arbeit bekommen könnte, die für ihn zu dem allerunerwartetsten Ende führen sollte, war eben eine Folge seiner seltsamen Verblendung, die in Oesterreich keine Revolution für möglich hielt. An Ungarn und Italien allein dachte er, an diese beiden unruhigen Glieder der Monarchie.

In Ungarn, wo gerade das Parlament beisammen saß, hatte der Westwind, der über den Rhein herüberwehte, die Geister gewaltig angeregt. Mußte auch gerade in diesen bewegten ersten Märztagen der Banknotenjammer auf der Tagesordnung der Ständetafel stehen, wobei sich der größte Redner seiner Zeit, wenn nicht aller Zeiten, Ludwig Kossuth, zu einer machtvollen Rede erhob, welche die Fanfare der wiener Revolution und das Grabgeläute des Systems Metternich wurde, von dem der geniale Redner mit vernichtender Kritik alle Hüllen riß und einen grauenvollen Blick eröffnete in die „Beinkammer des wiener Systems, aus welcher eine verpestende Luft weht, Alles niederdrückend, lähmend, vergiftend ..." Der Magyar Kossuth sah für Ungarns Parlamentarismus nur Heil und Zukunft, wenn auch in den anderen Ländern der Monarchie der Absolutismus mit constitutionellen Formen vertauscht würde. So lange sie das Joch des Absolutismus schleppten, könnte und müßte auch der Parlamentarismus Ungarns nur eine unfruchtbare Tretmühlarbeit sein . . . Der Beschluß einer Repräsentation an den Kaiser, die bat: „den kaiserlichen Thron mit constitutionellen Einrichtungen

zu umgeben, allen Ländern Oesterreichs eine Verfassung verleihen zu wollen," war die Folge der Meisterrede Ludwig Kossuth's.

Diese Rede traf wie eine wohlgezielte Kugel in die wiener Hofburg. Die widermetternich'sche Partei in der kaiserlichen Familie trat in dem Familienrathe, der sofort tagte, muthig auf, forderte sehr energisch Reformen.

„Ich muß auf eine sachliche und persönliche Aenderung des Regierungssystems dringen," sagte Erzherzog Johann, den seine leidenschaftliche persönliche Abneigung gegen Metternich mit einem liberalen Nimbus beschenkt hat, an den er selbst am wenigsten glaubte.

„Die Zeit ist gewaltig ernst," secundirte die Erzherzogin Sophie, „und ich fordere, daß man den Kaiser zu bewegen sucht, den großen Mühseligkeiten, die jetzt eines österreichischen Monarchen warten, aus dem Wege zu gehen. Durch die Erhebung meines Sohnes Franz Joseph auf den Thron wird die Neugestaltung Oesterreichs möglich."

Beide zielten also direct auf die lange angestrebte Beseitigung Metternich's hin, an dessen Stelle die kluge und energische Erzherzogin Sophie selbst treten wollte. Aber der alte Erzherzog Ludwig hatte kaum das Wort Neugestaltung vernommen, als er auch mit aller Energie jede Concession an den „verdammlichen Zeitgeist" verwarf.

„Ich habe es meinem höchstseligen Bruder Franz an seinem Sterbebette versprochen, daß ich bei meinen Lebzeiten keinerlei Aenderung in der Staatsverwaltung zulassen will," fügte er mit erhobener Stimme hinzu und fand sogleich

seinen Secundanten an dem Fürsten Metternich. Mit feinem Lächeln zu seinen reformlustigen Gegnern erklärte er:

„Auch ich kenne Oesterreich und sehe, was geschieht, aber ich kann die große Gefahr nicht entdecken, welche die Frau Erzherzogin schildert. An eine Revolution in Oesterreich ist nicht zu denken, ja man würde sie vielleicht nur möglich machen, wenn man in so aufgeregten Zeiten dem Volke Gelegenheit gäbe, sich selber aufzureizen, und ihm dadurch den Glauben an die Schwäche der Regierung und den Trieb zu neuen und weitergehenden Forderungen einflößte. Eine Concession, die man jetzt machen würde, würde auch keinen Werth haben und keinen Dank hervorrufen, weil man sie doch als eine unfreiwillige ansähe, als ein Eingeständniß begangener Fehler und Unterlassungssünden, das der Würde der Regierung Eintrag thun muß."

Metternich hatte einmal wieder gesiegt. Die Reformwünsche wurden abgelehnt — die Erzherzogin Sophie aber rauschte zornig erregt aus dem Zimmer und warf dem Staatskanzler die bittere Frage hin:

„Man will also meinem Sohne das Schicksal des Herzogs von Bordeaux bereiten?"

Umsonst blieb solches Zornwort der erlauchten Frau. Metternich glaubte an keine Revolution in Oesterreich und lächelte vornehm-kühl zu den damenhaften Hirngespinnsten; die amtliche wiener Zeitung brachte andern Tages einen donnernden Artikel über diese „communistische Machenschaft" von pariser Revolution, der zugleich die „Treue" der Bevölkerung Oesterreichs als selbstverständlich annahm und

verkündigte: „Nur in dem festen Anschließen der Regierten an ihre Regierungen ist das Mittel des Heils zu finden.“

Aber die von Paris aus bereits erweckten Geister in Oesterreich waren durch Kossuth's zündende Rede in Bewegung gesetzt worden. Am 6. März wurde im Gewerbeverein in Gegenwart des Grafen Kolowrat und des Gemahls der Erzherzogin Sophie eine Adresse an den Kaiser Ferdinand beschlossen, die ein vollständiges Mißtrauensvotum gegen die Regierung enthielt und, ohne den Fürsten Metternich zu nennen, ihn doch vor Allen als diejenige Macht bezeichnete, deren Entfernung allein „den Anschluß der Regierten an die Regierung“ wirklich bewirken könne .... Der Erzherzog Franz Karl selbst übernahm es, die Adresse in die Hände seines kaiserlichen Bruders zu legen.

Nun begann ein allgemeiner Adressensturm. Adresse auf Adresse wanderte in die Hofburg, im Wesentlichen alle desselben Wunsches voll: Oesterreich in einen constitutionellen Staat zu verwandeln. Die bedeutsamste war die Adresse der wiener Studenten, welche bei der ganzen Revolution eine so hervorragende Rolle spielen sollten, daß eine Zeit lang die Aula in Wien die Stelle des Hotel de Ville vertrat.

Der gute Kaiser Ferdinand gab den Adreßdeputationen gewöhnlich gute Worte, die gar nichts bedeuteten, empfing und entließ sie in Gnaden.

Metternich saß wie immer in der Staatskanzlei und dachte am 12. März, als dem Kaiser die Adresse der Studenten überreicht wurde, nicht im Mindesten daran, daß Wien am Vorabend einer Revolution, er selbst am Vorabende seines

Sturzes stehe, sondern lächelte blasirt, als der Staatsrath Graf Hartig heißspornig anempfahl: man solle doch die frechen Jungen in der Aula peitschen, das sei die beste Antwort auf die Adresse . . .

Aber Frau Melanie Fürstin Metternich empfing aus der Hofburg sichere Nachrichten und wußte genau, wie man dort an ihres Mannes Sturze arbeitete. Hatte man diesen Sturz doch in dem Staatsrathe, der infolge der Studenten-Adresse sofort berufen worden war, wiederum offen gefordert, damit dem Wunsche des Volkes genügt und der Sturm beschworen werde, der sich bereits in der Bewegung des Volkes ankündigte! Nur Erzherzog Ludwig hatte den also Drängenden auch diesmal erklärt: Gerade jetzt bedürfe der Staat der Kraft erprobter Männer, und der Kaiser werde einen Mann nicht fallen lassen, der so viele Verdienste um seine Dynastie habe und ihm so lange Zeit diene — fallen lassen auf eine Petition hin . . .

„Wenn es der Wunsch des Kaisers ist, mich meiner Stellung zu entheben," erklärte Metternich selbst mit ruhiger Würde, „so werde ich demselben augenblicklich nachkommen. Ich bin zu alt, um noch ehrgeizig zu sein, und zu lange auf meinem Platze, um ihn höherer Rücksichten wegen nicht verlassen zu können. Ich habe nie nach Popularität gestrebt, doch kann ich diesmal ebensowenig als bei früheren Anlässen aus meiner möglichen Unbeliebtheit das Motiv ableiten, von einem Posten zurückzutreten, den mir der Kaiser anvertraut, und den ich auch nur mit der mir gebührenden Würde verlassen werde."

Am folgenden Tage sollte der niederösterreichische Landtag zusammentreten und mit ihm hatte die widermetternich'sche Hofpartei ein Spiel abgekartet, um durch einen allgemeinen Sturm auf den Kaiser den Sturz des Fürsten zu erreichen. Aber Frau Melanie Metternich kannte diese Intrigue, deren Trägerin die Erzherzogin Sophie war, und fühlte sich völlig gewachsen, um dieselbe zu zerhauen. Sie war es, die den populären und bei den Ständen einflußreichen Landesmarschall Grafen Montecucculi zu sich berief und ihn zum Fürsten brachte, damit er ihm einheize. Und der Graf mußte dem Staatskanzler höllisch eingeheizt haben, denn derselbe, welcher noch vor wenigen Stunden jede andere als freiwillige Reformen für unannehmbar erklärt und überhaupt für am besten befunden hatte, bis die Ruhe in die Gemüther zurückgekehrt sei, Alles beim Alten zu lassen, wich von seiner Consequenz ab und war bereit, nothgedrungene Concessionen zu bewilligen.

Am späten Abend des 12. März fand noch einmal eine Staatsconferenz statt, in der Metternich ein Cabinetsschreiben erwirkte, in welchem der Kaiser erklärte, daß er beschlossen habe, Mitglieder der Stände aus allen Provinzen zur Berathung mit einem Regierungscommissär nach Wien zu berufen. Diese Berufung wurde als eine „schleunige" in „Aussicht" gestellt.

Aber eine solche Concession genügt dem aufgeregten Volke nicht mehr. Die Eröffnung des Landtags bildet das Signal zu einer gewaltigen Bewegung, die mit jeder Minute wächst.

Die Stände werden bestürmt, die allgemeinen Wünsche zum Kaiser zu bringen.

Während die Abgeordneten oben zu berathen versuchen, hält man unten glühende Reden, wird die Kossuthrede, die in Abschriften existirt, vorgelesen.

Endlich fällt ein Blatt aus einem Fenster des Ständehauses.

„Die Stände haben beschlossen, den Kaiser um Veröffentlichung des Staatsbudgets und um Berufung eines ständischen Ausschusses aus allen Provinzen zu bitten."

So liest unten eine Stimme den Inhalt des Papiers.

Was vor acht Tagen als ein unerhörtes Ereigniß mit Entzücken begrüßt worden wäre, weckt heute nur noch Hohngelächter.

„Zum Teufel mit den Ständen! Zerreißt den Wisch!"

So rufen die Stimmen Erregter.

Ein Student klettert katzengewandt auf den Balkon des Ständehauses und ruft von da herab zu der wogenden Menge:

„Wir wollen eine Verfassung! Es lebe der constitutionelle Kaiser von Oesterreich!"

Unendlicher Jubel bildet die Antwort, in den die Schreckensnachricht hineinplatzt: „Vom Schottenthore her zieht Militär, um die Ständeversammlung zu schützen."

Dieser Ruf wird das Losungswort zur Erstürmung des Ständehauses. Die Abgeordneten stieben auseinander, wie Spreu vor dem Luftzuge, und der Landesmarschall rettet nur mit Mühe seine Würde, indem er schnell eine Deputation arrangirt, die, Studenten voran und Studenten hintenan,

dahinwandert, um die Volkswünsche dem Kaiser in die Hofburg zu überbringen.

Dort sitzt der Familienrath in Permanenz und wartet der Dinge, die da kommen sollen. Alles ist unruhig und beunruhigt; jedes Gesicht verräth die Spannung des Augenblicks, bis auf das des Fürsten Metternich. Vornehm kühl wie immer erledigt er seine Geschäfte, denn noch immer glaubt er nicht an die Möglichkeit einer Revolution in Wien.

Der König von Preußen hatte seinen Diplomaten, den General Radowitz, wegen des in Dresden beabsichtigten Fürstencongresses nach Wien gesandt. Mit ihm conferirte Metternich in den Vormittagsstunden des 13. März.

„Durchlaucht," unterbrach eine Meldung das Gespräch, „in den Straßen beginnt eine große Unruhe zu herrschen."

Der Fürst erhebt das Gesicht und schleudert einen Blick unbeschreiblicher Verachtung auf den unberufenen Sprecher, der eine Revolution in Wien zu fürchten und den Fürsten warnen zu wollen scheint.

„Was geht das mich an? Das gehört nicht in mein Ressort," sagte er dann mit klassischer Ruhe und setzte die Unterhaltung mit dem Diplomaten fort, nach deren Beendigung er sich in die Staatsconferenz begab, wo eben die Deputation der Stände vom Erzherzog Ludwig empfangen wurde. Der alte Absolutist legte den Vorgängen vor dem Ständehause eben so wenig Gewicht bei, als Metternich; er hörte die Rede des Grafen Montecucculi ruhig mit an und gab den Bescheid: daß ein eigenes Comité dasjenige, was den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entspricht, prüfen solle und daß der

Kaiser das Dienliche mit Beschleunigung beschließen werde . . . — Damit war die Deputation entlassen. Erzherzog Ludwig begab sich in den Familienrath, wo man bereits sachte in Erwägung zog, ob es bei Verschlimmerung der Zustände dienlich sein würde, dem Fürsten Windischgrätz den Oberbefehl zu geben, damit derselbe den Aufstand nöthigenfalls niederkartätsche . . . während der arme, kranke Kaiser Ferdinand wiederholt ausrief: „Ich laß nit schießen! Und wenn ihr schießen laßt, gehe ich fort . . .“

Fürst Metternich aber war in sein Palais gegangen. Die Bewegung in den Straßen wuchs, ohne ihn zu beunruhigen.

Gerade unter seinen Fenstern hatte sich eine Masse Volks um einen Polen, Namens Burian gesammelt, der in leidenschaftlicher Rede dem lauschenden Volke die Entsetzlichkeit des Metternich'schen Systems darlegte. Die Pausen füllten die Rufe der Menge: „Nieder mit Metternich!“ aus.

Der Fürst stand oben am Fenster, um das in Wien ungewohnte Treiben mit anzusehen. Ja, er öffnete die Scheiben und blickte heraus, um auch die Flüche, die man gegen ihn ausstieß, zu hören.

Das überlegene Lächeln schwand keinen Augenblick von seinen Lippen. Er hielt das Alles für eine ordinäre Emeute und noch immer lag ihm der Gedanke fern, daß eine Revolution begonnen habe . . .

Aber als Metternich in die Hofburg zurückkehrte, da fand er bereits die Scene bedeutend zum Schlimmern verändert. Der Wirrwarr im Schlosse hatte einen hohen Grad erreicht,

die kaiserliche Familie gab sich den düstersten Befürchtungen hin und sah mit Entsetzen das unerhörte Treiben der Massen, die in dem Hofe und in den Vorzimmern der Hofburg ihr Wesen trieben, wie in den Straßen.

Jetzt endlich drängte sich auch dem Fürsten zum ersten Male der Gedanke auf, daß dieses doch wohl mehr sei als eine Emeute, daß man es mit einer Revolution zu thun haben könnte . . .

Vor dem Ständehause war das erste Blut geflossen. Die Soldaten hatten unter dem Befehl des Erzherzogs Albrecht von ihren Schießwaffen Gebrauch gemacht . . . das Volk schrie wüthend nach Waffen und kämpfte mit Steinwürfen, Schießwaffen, Feld- und Handwerksgeräthen. Mit der Wuth wuchs auch die Zerstörungssucht. Tausende von Fensterscheiben klirrten an den öffentlichen Gebäuden unter den Steinwürfen — selbst ein Flügel der Hofburg wurde nicht verschont. Vom Kärnthnerthor bis zum Burgthor waren die Gasröhren offengelegt, das ausströmende Gas war angezündet worden und loderte in dicken Säulen haushoch empor. Die üppig ausgestattete Villa Metternich an der Landstraße wurde total zerstört, so daß nur die nackten Mauern stehen blieben, wie denn überhaupt gegen den Fürsten Metternich sich der Zorn des Volkes hauptsächlich richtete. Seinen Sturz forderten alle diese zahllosen Deputationen, welche in die Hofburg kamen, einstimmig.

Der kranke Kaiser wurde nicht mehr sichtbar, dagegen empfing Erzherzog Ludwig einige der Deputationen.

„Was verlangt man denn eigentlich?"

Es war eine Deputation von Bürgerwehroffizieren, welche die Antwort darauf gab. „Man fordert Concessionen, Preßfreiheit, die Abdankung Metternich's, Einstellung des Kampfes — nur dann ist Wiederherstellung der Ruhe zu hoffen, während jetzt für die Nacht das Aergste, Mord und Plünderung des Pöbels, droht."

„Den Rücktritt Metternich's?!" ruft Staatsrath Graf Hartig ganz entrüstet aus. „Glauben Sie, meine Herren, daß Se. Majestät einen Mann, der seit dreißig Jahren und in den sturmbewegtesten Zeiten das Staatsruder geführt hat, plötzlich einer Volkslaune opfern wird?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte der Sprecher der Deputation; „aber was ich weiß, ist, daß ich im Namen und Auftrage des Volkes hier bin und daß es meine Pflicht ist, auszusprechen, was das Volk denkt."

Erzherzog Ludwig aber, starr und stolz gegen solches in Oesterreich Unerhörte, antwortet den Deputationen barsch: „Concessionen? Nichts da! An den Bürgern ist es, für die Wiederherstellung der Ordnung zu sorgen."

Eilig entzieht er sich dann jedem weiteren Drängen. Die Bürger kehren langsam um, um dem harrenden Volke den Nichterfolg ihrer Sendung mitzutheilen, der den Zorn, die Erregung draußen noch steigern muß.

Einzelne Mitglieder der kaiserlichen Familie hatten aber jetzt die Gefahr völlig begriffen und fürchteten im Ernste das Schicksal der Orleans. Besonders Erzherzog Johann. Er trat den Bürgern entgegen und hielt sie mit den Worten auf:

„Ich weiß, wo es fehlt, aber warten Sie noch."

Er ging eilig in den Audienzsaal, den die Herren eben verlassen hatten. Das Wort des Erzherzogs schien auch nicht ohne Eindruck geblieben zu sein, denn ein Adjutant rief die Deputation nach kurzer Frist in den Audienzsaal zurück.

Erzherzog Ludwig aber, zu stolz, um selbst irgendwie nachzugeben, ging in das Zimmer der Staatsconferenz und gab es dem Fürsten Metternich anheim, selbst mit den Leuten zu reden und ihnen zuzugestehen, was er für nöthig halte.

Würdevoll wie in den Tagen seiner höchsten Triumphe trat der Fürst in den Audienzsaal und überflog mit einem Blicke die ganze Versammlung, die bereits des neuen Bescheides harrte.

Hinter dem Fürsten waren auch die Erzherzoge Ludwig, Albrecht und Maximilian und die meisten übrigen Prinzen des Kaiserhauses in den Saal getreten, um zu sehen, wie Metternich, der so lange als erster Staatsmann Europa's gepriesen worden war, jetzt mit den Revolutionären umspringen würde.

Metternich ging langsam auf den Führer der Deputation der Bürgerwehroffiziere zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

„Sie sind ein Bürger. Die Bürger Wiens haben sich bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, und es wäre eine Schande für sie, wenn sie im Verein mit dem Militär nicht im Stande wären, einen Straßenkrawall zu besiegen."

„Durchlaucht," entgegnete der Angeredete, „hier handelt es sich nicht um einen Straßenkrawall, sondern um eine Revolution, an der alle Stände theilnehmen."

„Das ist nicht wahr!" entgegnete der Fürst heftig. „Es sind nur Juden, Italiener, Polen und Schweizer, welche das Volk aufwiegeln."

„Durchlaucht, die überreichten Petitionen enthalten Tausende von Unterschriften aus allen Ständen, vom hohen Staatsbeamten bis zum letzten Handwerker. Würden Ew. Durchlaucht einen Blick in die Straßen werfen, Sie würden sich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen. Was unser Einschreiten anbelangt, so können wir unmöglich im Verein mit dem Militär wirken, denn dieses ist, seit man auf das Volk geschossen hat, ungemein verhaßt, und allein sind wir zu schwach."

Die Deputation wurde von Metternich ohne Bescheid entlassen, aber man gab den Befehl, sie nicht fortgehen zu lassen, damit sie nicht durch ihre Berichte das Volk noch mehr aufrege. Die Ueberzeugung der Nothwendigkeit, Zugeständnisse zu machen, war durchgedrungen. Im Audienzsaale berieth man sogleich deswegen, während es auch im nahegelegenen Gemache des Kaisers stürmisch herging. Die Staatsconferenz im Audienzsaale beschloß, die Volksbewaffnung und die Aufhebung der Censur zu gestatten.

Metternich selbst stimmte dieser Bewilligung bei, die er als Preis betrachtete, für den er seine nahezu unhaltbar gewordene Stellung wieder befestigen müsse. Leicht wurde ihm aber der Weg schwerlich, als er in sein Arbeitscabinet ging, um die Erlasse dieser Concessionen auszufertigen, mit denen er die Revolution abzufinden hoffte.

Umsonst, Klemens Metternich! Vergebliches Hoffen! Der Strom war zu hoch geschwollen, um mit einem Blatte Papier gedämmt zu werden — das lang geknechtete Volk wollte Metternich's Sturz, den Sturz seines Systems sehen . . .

Während aus den dichtgefüllten Vorzimmern das Wort: „Metternich muß abdanken!“ in den Audienzsaal hereintönte und da drinnen von Einzelnen, wenn auch noch schüchtern, wiederholt wurde, hatten drüben im Cabinet des Kaisers der Erzherzog Johann und die Erzherzogin Sophie den letzten Sturm auf den Monarchen unternommen, und dieser, um Ruhe und Frieden zu erlangen, gab nach und sprach das entscheidende Wort: er ließ den Fürsten bitten, um der allgemeinen Beruhigung willen und um die sichtlichen Gefahren, in welche die Dynastie gerathe, zu beschwören, von seinem Posten zurückzutreten . . .

Erzherzog Johann eilte zu dem mit dem Ausfertigen der Concessionen beschäftigten Fürsten, dem er den Wunsch des Kaisers in dürren Worten mittheilte.

Schweigend und tiefernst nahm der Staatskanzler diese Botschaft entgegen; nur einmal, als sein Blick das Gesicht des ihm feindseligen Erzherzogs streifte, spielte ein ironisches Lächeln um seine Lippen, als ob er sagen wollte: Ich verstehe diesen Wunsch des Kaisers . . .

Fürst Metternich, der so lange Jahre die ungeheure Macht besessen und sie ausgeübt hatte, um die Fürsten auf ihren Thronen zu befestigen, in den Völkern aber jeden nach Selbständigkeit ringenden Athemzug gewaltsam zu ersticken,

machte sich jetzt bereit, um mit Würde von dieser Macht zu scheiden, die unfreiwillige Niederlage mit Gelassenheit und Stolz zu tragen und aufrecht von dannen zu gehen.

Im Audienzsaale waren die Deputationen der Hochschule und der Bürgerwehroffiziere noch einmal zusammenberufen worden.

Ruhig und bedächtig, mit all der äußeren Würde, deren Meister der erste Cavalier seiner Zeit war, trat der greise Staatskanzler aus dem Kreise der Erzherzöge und Staatsräthe bis in die Mitte des Saales vor und sagte zu den Führern der Deputationen:

„Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen, von meinem Standpunkte aus für das Heil der Monarchie zu sorgen. Glaubt man, daß das Beharren auf jenem Standpunkte dieses Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen. Sie haben erklärt, nur mein Rücktritt vermöge die Ruhe wieder herzustellen. Ich effectuire denselben also mit Freuden. Ich wünsche Ihnen Glück zur neuen Regierung, wünsche Oesterreich Glück."

„Durchlaucht," entgegnete einer der Bürgerwehroffiziere, „wir haben nichts wider Ihre Person, aber alles wider Ihr System, und darum müssen wir wiederholen: nur durch Ihre Abdankung retten Sie den Thron und die Monarchie. Wir danken Ihnen also für Ihren Rücktritt. Es lebe Kaiser Ferdinand!"

Das Lebehoch auf den allgemein beliebten Kaiser wiederhallte im Saale, scholl hinaus in die Vorzimmer, durch die ganze Burg, überall vom frohen Echo begrüßt.

Welch ein Augenblick für den gestürzten Greis! Aber prüfend und ruhig glitt sein Auge über die Menge im Saale, dann sagte er langsam und ausdrucksvoll:

„Ich sehe voraus, daß sich die falsche Behauptung verbreiten wird, ich hätte die Monarchie mit mir davongetragen. Dagegen lege ich feierlich Protest ein. Weder ich, noch irgend Jemand hat Schultern, breit genug, um einen Staat davonzutragen. Verschwinden Reiche, so geschieht dies nur, wenn sie sich selbst aufgeben."

Noch einmal schritt er langsam durch den Saal und verschwand im Hintergrunde. Er verließ die vom Jubel des Volkes erfüllte Hofburg, mit einem bittern Lächeln die der gefallenen Größe ausweichenden, sonst so dienstbereiten Kammerdiener und Lakaien musternd. Er sah weder den Kaiser, noch ein Mitglied des Kaiserhauses wieder, sondern begab sich in sein unweit gelegenes Palais am Ballplatze, um seiner ängstlich harrenden Familie selbst die Kunde von seinem Sturze zu bringen.

Klar und ruhig, ohne Bitterkeit, erzählte er die Ereignisse des Tages, unterhielt er sich am Abende mit einigen Freunden, die zu ihm gekommen waren, und unter denen sich auch ein Mitglied des Kaiserhauses befand.

Es ging aus seiner ganzen Haltung, auch aus seiner Rede hervor, daß er noch die Hoffnung hegte, der Kaiser werde schließlich seinen Rücktritt doch nicht genehmigen, sondern nur auf eine Beruhigung des Sturmes draußen warten, um ihn auf seinen Posten zurückzurufen.

Die Frage, ob es nicht gerathener sein möge, wenn sich

der Fürst auf einige Zeit aus Wien und Oesterreich entfernen würde? beantwortete er selbst entschieden ablehnend. Das hieße einem Hügel die Bedeutung eines Gebirges beilegen, den Triumph einer „über ihre Erfolge sicherlich selbst erstaunten Menge erhöhen", der ganzen Bewegung den Charakter einer wirklichen Revolution beilegen, die man in solcher Weise „sanctionire" und der man „den Platz vor sich gönne".

Auch die Nachricht von der Zerstörung seiner Villa und von den blutigen Kämpfen, die in den Vorstädten stattfanden, raubte dem Fürsten nicht seinen Glauben an die Unfähigkeit der Wiener zur wirklichen Revolution, denn er sprach zu seiner besorgten Umgebung:

„Fürchten Sie nichts, es sind dies Excesse, die unter solchen Umständen unausbleiblich sind und die allgemeine Abkühlung befördern. Ich hoffe, morgen wird Alles wieder besser sein und die Wiener werden sich selbst über den heutigen Tag am meisten wundern."

Hoffnungsvoll ging der Fürst zur Ruhe, um am andern Morgen die gründlichste Täuschung aller seiner Berechnungen zu erleben. Die amtliche „Wiener Zeitung" brachte neben der Gewährung der Volksbewaffnung und eines „Comité zur Erwägung des Zeitgemäßen" auch die Bestätigung von Metternich's Sturze. Der Kaiser hatte seine Sanctionirung vollzogen. Dazu kamen aber noch die Nachrichten von einem nahenden Auflaufe vor der Staatskanzlei und von der nicht gedämpften, sondern gesteigerten Gährung des Volkes und seiner Erbitterung gegen den gefallenen Minister.

Jetzt endlich konnte sich Metternich nicht länger ver-

hehlen, daß seine Sicherheit ernstlich gefährdet sei. Die Fürstin drängte zur eiligen Flucht, und der Fürst sandte eine Anweisung an die Staatscasse, um sich mit hinlänglichen Reisemitteln zu versehen. Er sollte es dabei noch erleben, daß er, der Oesterreich dreißig Jahre lang fast unumschränkt beherrscht hatte und dessen Stimme gebietend durch Europa geklungen war, von denen mit Fußtritten regalirt wurde, die sich noch gestern vor ihm im Staube gewälzt und seinem Winke gehorcht hatten. Zum ersten Male seit einem halben Menschenalter passirte es ihm, daß seine Anweisung auf die Staatscasse nicht anerkannt wurde: trotzige und höhnende Cassenbeamte wiesen den Diener des Fürsten zurück . . .

Wenn dem gestürzten Staatskanzler überhaupt noch eine Bitterkeit bereitet werden konnte, so mußte es die sein, sich aus einem umschmeichelten und bewunderten Götzenbilde in einen wie mit der Pest Behafteten, Gemiedenen verwandelt zu sehen. Mensch, willst du Erbärmlichkeiten finden, so sieh' dich nur beim Wetterwechsel auf den Höhen um! —

Von den wenigen Leuten, die dem Fürsten Metternich treu geblieben waren, führten zwei ihn und die Fürstin in den Palast des Fürsten von Liechtenstein. Dort weilten die Flüchtigen bis zur Dunkelheit, wo ein Fiaker sie zuerst nach der Jägerzeile brachte. Ein anderer Wagen führte sie von da aus glücklich aus der Stadt. Sie athmeten auf, als sie den mannigfachen Gefahren des Angehalten- und Erkanntwerdens glücklich entgangen waren . . .

Die Flüchtlinge blieben drei Tage lang auf einer unweit Wiens gelegenen Besitzung verborgen und setzten dann die

Reise nach Olmütz fort. Dem Wagen wurde der Einlaß in die Festung verweigert, so daß man nur auf Umwegen zur Eisenbahn gelangen konnte. In einem gemietheten, dicht geschlossenen Güterwagen wurden der Fürst, seine Gemahlin und ein Getreuer mit einem Güterzuge als Frachtgut nach Prag expedirt. Aber in der allgemeinen Verwirrung hatte man selbst an die nothwendigsten Bedürfnisse des Leibes nicht gedacht; der Güterzug fuhr unendlich langsam und fand mehrfach stundenlang Aufenthalt. Ohne Speise und Trank saßen die Flüchtlinge bereits siebzehn Stunden in ihrem ambulanten Gefängnisse, als der Wagen wieder anhielt.

„Verdursten oder anders sterben, ist alles Eins, ich muß trinken," sagte der Fürst, öffnete den Wagen und bat den Schaffner um ein Glas Wasser, der mit Erstaunen in dem als leer bezeichneten Wagen Passagiere vorfand.

Doch auch andere Personen bemerkten diese verdachterregenden Reisenden — es entstand eine Aufregung, die zu den peinlichsten Verlegenheiten führen konnte. Da entdeckte sich der Fürst schnell entschlossen dem Schaffner, der sich glücklich durch ihn gewinnen ließ. Ohne Zögern gab er das Zeichen zur Abfahrt — die Locomotive zog an und die Flüchtigen waren gerettet.

Noch mehrmals drohte ihnen Entdeckung und Gefahr in Böhmen, ehe sie endlich, von Strapazen und Angst erschöpft, nach Dresden gelangten, wo der Fürst als erste Neuigkeit die berliner Ereignisse und den Sieg des Volkes daselbst erfuhr. Jetzt konnte auch er nicht mehr leugnen, daß in

Deutschland wirklich die Furie Revolution los war, die er doch für alle Zeiten gebannt zu haben geglaubt hatte.

Der Fürst setzte seine Flucht über Holland fort, um im Asyl aller Flüchtlinge, in England, Schutz zu suchen. Wie hatte er dieses England stets gehaßt, eben weil es ein Asyl für alle Flüchtlinge des Continents war, und nun setzte er flüchtig den Fuß auf die Insel, um selbst in dem freien Lande des Constitutionalismus Schutz vor der Revolution zu suchen!

Welches scharfe Walten der Nemesis offenbart sich in diesem merkwürdigen Schicksale des gestürzten Staatsmannes, der mit seinen die Geister knechtenden Ideen dreißig Jahre lang Europa dominirt hatte.

Mit so vielen Anderen, die dabei interessirt waren, beobachtete auch Fürst Metternich vom britischen Boden aus die Ereignisse auf dem Continente. Sein scharfer Geist bezweifelte nicht, daß die Wirrniß und Anarchie des Jahres 1848 unfehlbar zu reactionären Maßregeln führen müsse. Er kannte ja die Charaktere der Hohen dieser Erde besser als irgend Einer. „Man wird froh sein," äußerte er, „wenn man nach einem Jahre die Hälfte dieser Errungenschaften besitzt. Diese Gährung, welche den Schlamm bis an die Stufen der Throne erhebt, wird wieder sinken, muß wieder fallen . . ."

Auch auf Frankreich fiel sein Blick mit der stummen Frage: was wohl aus dieser Republik werden solle, an deren Bestand er nicht glaubte? Er erwartete anfänglich nach kurzem Rausche die Restauration der Orleans, bis Prinz Louis Napoleon, den er vorher in London gesehen hatte, als

Deputirter in die französische Nationalversammlung trat, um bald auf den Präsidentenstuhl der Republik zu steigen. Metternich zweifelte nun nicht mehr an der Wiederherstellung des Kaiserreichs nach dieser neuen Revolution und Periode der Republik.

„Nie hätte ich geglaubt," sprach er sich offen verwundert aus, „daß sich die Weltgeschichte so schnell und so genau wiederholt; am allerwenigsten, daß der Bonapartismus wieder zu einer Macht gelangt, die immer für Europa etwas Gefährliches besitzt, weil sie um Alles spielt und die merkwürdigste Verbrüderung von Umständen sie zum Symbol des Ehrgeizes und der Ruhmsucht gemacht hat. Der Bonapartismus ist immer mehr eine Drohung gegen die Monarchen, als gegen die Völker."

Als in Oesterreich die Revolution todt, auch die wiederkehrende Reaction blutig überwunden worden war, hielt es Metternich für angezeigt, von dem unfreiwilligen Asyle Abschied zu nehmen. In Oesterreich schien er vergessen zu sein. Man hatte seine Politik verworfen, indem man die alte feindliche Stellung gegen Preußen wieder aufgenommen, dasselbe zu Demüthigungen gezwungen, die einst bittere Früchte tragen konnten, und indem man gegen Rußland Verpflichtungen übernommen hatte, die mit der Würde eines großen Staates nicht vereinbar waren. In der inneren Politik suchte zwar die Reaction die vormärzlichen Zustände wiederherzustellen, deren Schöpfer Metternich war, aber man scheute sich, seinen Namen dabei zu nennen. Jede Erinnerung an ihn blieb verpönt; der Greis lebte lebendig todt, als eine Privatperson;

von seiner ungeheuren politischen Stellung hatte sich nichts erhalten — gar nichts.

Nun, er durfte sich darob nicht wundern, denn Oesterreich hatte einen neuen Herrscher bekommen — die Mutter des jungen Kaisers Franz Joseph aber war die Erzherzogin Sophie.

Fürst Metternich hatte sich auf deutschem Boden zuerst in seinem reizenden Johannisberg aufgehalten, war dann über Dresden nach seinen böhmischen Gütern gereist und kam endlich wieder nach Wien. Er wurde vom Kaiser besucht und verkehrte auch mit dem Hofe, aber er gewann keinen Einfluß wieder.

Ein Zeitgenosse, der ihn nach der Revolution wiedersah, fand ihn in den vier Jahren sehr gealtert und schrieb: „Vier Jahre in solchem Alter zählen schwer und markiren sich deutlich. Aber der Geist, der Charakter, der Humor des Fürsten war noch immer derselbe; Nichts, selbst in vertrautem Erguß des Herzens, ließ daran mahnen, daß ihn das Geschick gewaltsam von der Höhe einer politischen Stellung in's Privatleben herabgestoßen hatte, daß man einen gestürzten Minister vor sich habe, der unfreiwillig von der Stätte seines Wirkens, seiner Macht und seiner Gewohnheit geschieden war . . .“

Daß der Fürst das Interesse an dem Staate nicht verlor, den er so lange Jahre hindurch gelenkt hatte, ist selbstverständlich. Er hat noch mehrmals bei wichtigen Angelegenheiten seinen Rath geltend zu machen versucht, doch

meist ohne gehört zu werden — er sollte absolut nicht mehr erleben, was zu seiner Zufriedenheit geschah.

Im Krimkriege löste Oesterreich die von Metternich als unwürdig getadelten Verpflichtungen gegen Rußland durch Undank und isolirte sich doch zugleich durch seine steife zweideutige Haltung gänzlich, da Frankreich und England ihm wegen derselben auch mißtrauten und mit Preußen schon lange kein gutes Verhältniß mehr bestand.

Der neue Kaiser von Frankreich fand es später mit seinen eigenen Interessen ganz verträglich, Oesterreich seine Zweideutigkeit während des Krimkrieges heimzuzahlen. Am wundesten Flecke der Monarchie packte er an. Bald blieb kein Zweifel mehr, daß die Hetzereien des französischen Kaisers an den Herausforderungen Sardiniens gegen Oesterreich Schuld waren. Metternich warnte vor dem sich vorbereitenden Kriege und rieth bis zum letzten Augenblicke, daß die Streitfrage auf einem Congresse beigelegt werden möge . . .

Man hörte nicht auf seinen Rath, denn das Geschick mußte sich ganz an ihm erfüllen. Oesterreich erklärte den Krieg an Sardinien, aber Oesterreich stand allein. Das von ihm gedemüthigte und beleidigte Preußen hütete sich, für Oesterreichs Herrschaft in Italien einzutreten, und der halt- und kraftlose deutsche Bund, Metternich's eigenste Schöpfung, wandte sich auch vom eigenen Haupte ab, um sich angstvoll an Preußen anzuklammern.

Da brach der greise Fürst Klemens innerlich vernichtet zusammen. Die Geschichte hatte ihr Urtheil schon bei Lebzeiten über ihn gesprochen: das von ihm geschaffene Oesterreich

war schon untergegangen, und das von ihm geschaffene Deutschland glich der traurigsten Ruine, die der nächste Windhauch zusammenstürzen mußte. Fürst Metternich brach darüber selbst mit der Ueberzeugung zusammen: umsonst gelebt zu haben! Dieses entsetzliche Schicksal, welches die Nemesis über den Mann verhängte, der sich mit so starrer Consequenz gegen die Zeitideen gestemmt und kalten Sinnes jeden keimenden Halm des Völkerlebens zertreten hatte, verbitterte des Greisen letzte Tage.

Schon leidend, empfing er die Nachricht von der Niederlage der Oesterreicher bei Magenta — und jetzt schien es, als ob er, das für sein Vaterland schmähliche Ende dieses Krieges ahnend, vor demselben entfliehen wollte. Seine Kräfte schwanden schnell und sichtlich, und am 11. Juni um $2^1/_2$ Uhr Nachmittags, während die siegreichen Franzosen und Sardinier in Mailand, der lombardischen Hauptstadt, ihren Einzug hielten, ging der 86jährige Klemens Fürst v. Metternich still und sanft in die Ewigkeit hinüber.

In Europa wurde dieser Todesfall unter dem Kanonendonner des italienischen Krieges kaum bemerkt, nicht beachtet... Fürst Metternich war für die Welt schon lange todt gewesen, man beging jetzt bloß noch sein Leichenbegängniß mit aller Pracht und Feierlichkeit, wie sie dem einstigen Lenker des Kaiserstaates gebührte.

Zu Plaß, im pilsener Kreise Böhmens, liegt die fürstlich Metternich'sche Familiengruft, eine der schönsten Böhmens. Fürst Klemens hatte im Jahre 1826 das von Wladislaw von Böhmen um 1146 gegründete und vom Kaiser Joseph II.

aufgehobene Cistercienserstift Platz gekauft und eine Familiengruft daselbst bauen lassen. Papst Leo XII. machte dem Fürsten im Jahre 1827 für dieselbe eine Ablaßbulle und überdies den Leichnam der heiligen Valentiana in einem kostbaren Sarkophage zum Geschenk.

Ueber dem Eingange der Gruft steht die einfache Inschrift: Pax vobis; möge in ihrem Frieden auch Fürst Klemens in Frieden ruhen!

Berliner Märztage.

Daß es freilich nicht in der Ordnung gewesen sei, als der kluge Louis Philipp von Orleans den Thron von Frankreich durch die Revolution und aus der Hand der Revolution empfangen hatte, darüber war der Romantiker auf dem Throne der preußischen Monarchie, König Friedrich Wilhelm IV., mit seinem kaiserlichen Schwager in Rußland, dem Zaren Nikolaus, vollständig einverstanden. Im intimen Verkehr hat deshalb der „große Zar" „den Bürgerkönig" auch nie anders denn als Lump und Schubiak bezeichnet, aber für den äußeren Verkehr forderte es die Staatsklugheit anders. Oder hätte man etwa einen Kreuzzug der heiligen Allianz nach Paris in Scene setzen sollen, um den heißblütigen Franzosen ihren legitimen König wiederzugeben, den sie vier Wochen später trotzdem wieder fortgejagt haben würden? Immerhin floß in den Orleans doch auch das Blut des echten französischen Königshauses, und man hatte, so lange es gut abging und der kluge Orleans abwechselnd seine Franzosen gängelte und an der Börse speculirte, keine dringende Veranlassung dazu bekommen, in Erwägung zu ziehen, ob die Revolution der Legitimität gegen die Legitimität, wie der Orleans gegen den

Bourbon sie verübt hatte, für die dynastischen Anschauungen nicht eigentlich das Allerscheußlichste wäre . . .

Man fand sich eben auch in Berlin in die vollendete Thatsache, getreu dem staatsphilosophisch-hegelschen Orakelspruche: „Alles Wirkliche ist vernünftig." Noch zu Anfang des Jahres 1848 richtete Friedrich Wilhelm IV. ein Condolenzschreiben an seinen „Herrn Bruder" in den Tuilerien, in welchem er ihm schrieb: „Sire, Sie sind der Schild der europäischen Monarchie: Sie sind der von der Vorsehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Gesellschaft auf ihren alten erschütterten Grundlagen neu zu befestigen. Möge Gott Ew. Majestät zum Heile Frankreichs und zum Besten Europa's noch lange leben lassen! Das ist mein heißester Wunsch."

Wenige Wochen später, am 28. Februar, traf in Berlin die Kunde ein, daß die Revolution den aus der Revolution geborenen Thron des Bürgerkönigthums in Frankreich wieder umgestürzt und daß nach Louis Philipp's Flucht die Republik ausgerufen worden sei, und noch am nämlichen Tage schrieb Friedrich Wilhelm IV. an Alexander von Humboldt die merkwürdigen Worte: „Laissons passer en silence la justice de dieu."

Merkwürdig sind die Worte nicht nur wegen ihres Gegensatzes zu dem vorher erwähnten Briefe an König Louis Philipp, sondern auch, weil sich in ihnen die damals noch vollständige Unfähigkeit des preußischen Königs documentirt, die Dinge richtig zu beurtheilen, welche im Westen Europa's emporflammten und ihre vollen Feuergarben ostwärts schleu-

derten. Diese Worte bekunden, daß Friedrich Wilhelm IV. bei der Nachricht von den Ereignissen in Paris noch felsenfest in seinen Ideen von einem romantischen und unantastbaren Königthum mit dem höchstausgebildeten persönlichen Allmachtsbewußtsein steckte, die erst in der furchtbaren Nacht vom 18. und 19. März den unheilbaren Stoß empfingen.

Anders war es mit seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, der als echter Sohn seines nüchternen Vaters Friedrich Wilhelm III. und als einfache Soldatennatur einen sehr praktischen Um- und Vorausblick besaß. Prinz Wilhelm von Preußen verleugnete keinen Augenblick seine Abneigung gegen alles constitutionelle und parlamentarische Wesen, welches dem strammen preußischen Militärgeiste so ziemlich naturgemäß zuwider bleiben mußte. Ein Staat, in welchem der Verfassungsparagraph, nach welchem Jedermann vor dem Gesetze gleich sein soll, vom Papiere in die praktische Wirklichkeit übersetzt werden soll, kann eben kein Militärstaat bleiben. Der Prinz von Preußen erklärte daher bei der Nachricht von den pariser Ereignissen ganz consequenterweise: „Louis Philipp ist durch Barrikaden gestiegen und durch Barrikaden gefallen; das ist in der Ordnung —" aber er zog praktischerweise auch seine Nutzanwendung aus den pariser Ereignissen.

Rumorte es doch bereits auch auf deutschem Boden und geschah am 1. März bei der alten deutschen Bundesmaschine in Frankfurt a. M. das Unerhörte, daß die Pagoden in der Eschenheimer Gasse mit den Köpfen nickten und daraus der Beschluß entstand: der Bundestag werde Alles aufbieten, um für die Förderung der nationalen Interessen und des natio-

nalen Lebens zu sorgen, denn „Deutschland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europa's gebührt."

Der Prinz von Preußen machte seinen königlichen Bruder darauf aufmerksam, daß infolge der Ereignisse in Frankreich sich die dortige Krisis auch nach Deutschland herein und nach Preußen fortpflanzen könne. Es sei deshalb vor allen Dingen gut, wenn man seine Vorbereitungen träfe, um einem etwaigen Stoße zu begegnen, weil die Mehrzahl der preußischen Minister kaum geeignet sein würde, um die Krone von Gottes Gnaden unbeschädigt und rein zu halten. Der Prinz fand jedoch kein Gehör für seine Rathschläge. Praktisch und klug zugleich war auch derjenige, daß man das Mittel, die Gewalt einer nahenden Krisis von vornherein zu brechen, welches man eben in der Hand habe, nicht ungenutzt lassen solle. Die Verabschiedung der versammelten Ausschüsse des vereinigten Landtags stand bevor. Sie böte eine gute Gelegenheit, die vom Lande gewünschte Bürgschaft für die regelmäßige Wiederkehr dieser Reichsstände öffentlich kund zu thun, also erinnerte der Prinz den König.

„Warum?" entgegnete dieser mit dem vollen Königsbewußtsein. „Wer darf mir etwas vorschreiben? Niemand soll mir Forderungen machen. Ich fürchte nichts. Ich bin eine geheiligte Person."

Ja, das preußische Beamtenthum, als es den König so energisch erblickte, erholte sich schnell von dem pariser Schwindel wieder zu romantischen Schwärmereien, in denen sich die Erinnerung an den kläglichen Feldzug gegen das revolutionäre

Frankreich von 1792 mit den Klängen des pariser Einzugsmarsches von 1814 mischte.

Selbst der Minister von Bodelschwingh warf vornehm lässig die Bemerkung hin: „Ich denke, binnen vierzehn Tagen lassen wir marschiren," als ob ein Zug nach Frankreich und ein menschenmörderischer Krieg nur so gemacht würden, wie man eine Artischocke verspeist. Glücklicherweise besaß die preußische Gesammtregierung mehr Verstand, als der genannte Herr mit seinen Ausruf bewiesen hatte. Die hochofficiöse preußische Staatszeitung sprach zwar ihr Verdammungsurtheil aus über die Februarrevolution, die auf Untreue und roher Gewalt beruhe; sie erklärte ferner, daß die Großmächte keine Verletzung der Verträge von 1815 dulden würden, allein desgleichen, daß die Regierung fern sei von dem Gedanken an eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs und sich einstweilen begnügen wolle, mit scharfen Blicken den Bewegungen desselben zu folgen.

Wird die Revolution auch anderswo neue Triumphe feiern? frug das officiöse Blatt wie zweifelnd, tröstete sich aber sofort damit, daß „unser deutsches Vaterland durch zwanzigjährige schmerzliche Erfahrung gründlicher als irgend ein anderer Theil Europa's über die Geschenke der französischen revolutionären Freiheit belehrt ist." Die Staatszeitung gab sich mit diesem Glauben einer schweren Täuschung hin, wie sie sehr bald erleben mußte . . .

Das politisch bewegte Süddeutschland unterstand es sich, den pariser Ereignissen auf dem Fuße, seine Sache in die eigene Hand zu nehmen. Schon am 27. Februar fand bei

Mannheim eine große Volksversammlung unter freiem Himmel statt, auf welcher das mustergebende liberale Programm mit den Forderungen: Preßfreiheit, Vereinsrecht, Volksbewaffnung, Schwurgerichte, Befreiung von Grund und Boden, National-vertretung, in einer Adresse an den Großherzog festgestellt wurde. Dieses Programm wanderte von Land zu Land, und ein fürstliches Haupt nach dem anderen beugte sich vor demselben. Ueberall begegneten die Forderungen desselben zuerst dem „Nie und Nimmermehr" des Gottesgnadendünkels, bis derselbe vor der Bewegung der Massen einschmolz und in Angst und Schrecken, ja zum Theil in Erbärmlichkeit umschlug, die alles Geforderte gewährte und beschwor, auch wohl um den Preis feilschte. Am widerwilligsten benahm sich der Kurfürst von Hessen und König Ernst August von Hannover, die ehrlich genug waren, ihren Groll offen zu zu zeigen und durchblicken zu lassen, daß sie sobald als möglich zurückzunehmen gedächten, was sie jetzt der Gewalt nachgaben. Ihre Eide sollten sie daran nicht hindern, wenn das Volk nicht selbst auf der Wacht bliebe. Ueber die unerhörte Art, wie Fürsten in dieser Zeit mit ihren Eiden umgingen, that ein bewährter Volksmann einen bemerkenswerthen Ausspruch. „Das Fürstenthum von Gottes Gnaden, sagte derselbe, muß seinem Wesen gemäß nach unbeschränkter Herrschaft ringen, denn es ist bestimmt, das Volk zur Erkenntniß, zur Erringung und endlich zur Sicherstellung seiner Rechte heranzubilden, und diese Aufgabe wird nicht gelöst durch freiwillige Gewähr, sondern durch hartnäckige, kein Mittel scheuende Vorenthaltung dieser Rechte. In diesem Sinne ist es recht eigentlich eine

Pflicht des Fürstenthums, jeder Schwäche, jedem Fehler des Volkes die Strafe sogleich folgen zu lassen; denn gerade die höchsten Güter des Lebens dürfen am allerwenigsten geschenkt werden, und der segensreiche Fluch: Im Schweiße Deines Angesichts u. s. w., ist auch den Nationen gesprochen."

Zwar erregten die Nachrichten von den Wirkungen, welche die französische Revolution in den süddeutschen Staaten angerichtet hatte, auch in den selbstgefälligsten und unfehlbarsten berliner Beamtenkreisen ein gewisses Befremden, und die schnelle Nachgiebigkeit der betreffenden Fürsten wurde hart getadelt; allein an eine Fortpflanzung dieser Wirkungen nach Preußen dachten doch nur wenige Sehende, wie der Fürst von Carolath, der in großer Aufregung zu Varnhagen von Ense sagte: „Es wird auch hier losgehen. Es ist bei uns der gräßlichste Zustand, das ganze Land leidet, Alles wird verwahrlost, man regiert nur scheinbar, jeder Beamte denkt nur an sich, wie er sich in Gunst setze und vorwärts komme, die Minister selber kennen und sehen nichts mehr, Alles ist Schein und Trug; in dem Dünkel und in der Ueppigkeit ihrer hohen Stellung vergessen sie der allgemeinen Wohlfahrt, die von allen Seiten schutzlos preisgegeben ist. Bleiben die gerechten Forderungen des Volkes noch länger unerfüllt, so werden sie gewaltsam ausbrechen, und was dann folgt, ist nicht abzusehen. Niemand wagt dem Könige zu sagen, was bevorsteht, Niemand ihm die falschen Vorstellungen, denen er folgt, zu berichtigen." So sprach ein Sehender mit prophetischem Sinn. Doch die Propheten haben das Schicksal, stets in der Minderheit zu sein und keinen Glauben zu finden — am allermeisten im eignen Vater-

lande. Die königlich preußische Beamtenschaar, welche es überall rumoren hörte, blickte sorglos um sich und gewahrte, daß Alles gut sei in Preußen. Die ganze Staatsmechanik in bester Ordnung, die Finanzen mit Rechtlichkeit geleitet, die Verwaltung genau und exact, die Justizpflege unabhängig — kurzum Alles bereits unfehlbar, unverbesserlich.

Redete man von den Forderungen des Volkes, so antwortete darauf ein überlegenes Lächeln vom Subalternen bis zum Minister hinauf. Da in Preußen eben Alles bereits gut war, so konnte ja das Volk gar keine berechtigten Forderungen haben; Unzufriedene aber hat es bekanntlich immer gegeben und wird es immer geben bis an der Welt Ende. So raisonnirte die vormärzliche preußische Bürcaukratie im Vollgenusse des Bewußtseins, daß das gut gezogene preußische Volk absolut nur willenloses Futter für die Staatsmaschine sei.

Von solchen Leuten war König Friedrich Wilhelm IV. im März 1848 umgeben und berathen; der Monarch bekam die Wahrheit nicht zu hören.

Das berliner Volk aber gab bald zu erkennen, daß es doch auch noch Wünsche habe. In allen Kreisen gährte und rumorte es. Nur ein blaubebrilltes Beamtenthum bildete sich ein, daß in Preußen gar nichts mehr besser werden könne. In den gebildeten Kreisen des Volkes war im Gegentheil eine Unzufriedenheit mit der staatlichen und kirchlichen Romantik des Königs und dem Willkürregiment seiner Minister schlechterdings vorherrschend. Das Experiment, mittelst Schöpfung des vereinigten Landtags diese Unzufriedenheit zu beseitigen, war

mißlungen, und in den ärmeren Classen der Bevölkerung hatten die Leiden des Hungerjahres 1847 Verstimmung und Verbitterung erzeugt . . .

Am 6. März hielt der König eine feierliche Entlassungsrede an den „vereinigten ständischen Ausschuß", der über einem Strafgesetzbuch lange und langweilig gebrütet hatte. Der König sagte zu, daß der vereinigte Landtag fürder die gewünschte Periodicität haben sollte. Der Gedanke läge ihm fern, sich in die inneren Angelegenheiten fremder Völker einmischen zu wollen, wenn nicht von dorther — es war natürlich Frankreich gemeint — ein Angriff erfolgen sollte. Friedrich Wilhelm IV. schloß seine Rede mit der Zuversicht: „Das Vertrauen meines Volkes ist meine festeste Stütze" und mit der Hoffnung, die Welt werde auch jetzt wieder erfahren, „daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieselben sind von Geschlecht zu Geschlecht . . ."

In Berlin zuckte man mit den Achseln, als die königliche Rede bekannt wurde, aber bei der Hoftafel, zu welcher die eben von ihrer Arbeit entlassenen Herren des Landtagsausschusses geladen worden waren, erhob sich der Landtagsmarschall Fürst von Solms und brachte einen Trinkspruch aus, worin er Preußen beglückwünschte, „einen Herrscher zu besitzen, dessen Worte Thaten sind . . ."

Solche Worte erfreuten den König, der von dem Achselzucken draußen nichts erfuhr. Wäre er doch am selbigen Nachmittage in den Thiergarten gekommen und hätte dort gehört, was vor den Zelten geredet wurde!

Junge Leute, einige Literaten, Studenten, Handlungs-

gehülfen und Arbeiter bildeten eine Versammlung, die sich da zusammengefunden hatte. Was wollte man eigentlich? Vorläufig nichts Anderes, als die allgemeine Mode mitmachen, die in München, Stuttgart, Karlsruhe, Wien herrschte: eine Adresse berathen. Eine „Adresse der Jugend" an den König, die vor demselben von dem in Berlin herrschenden Geiste Zeugniß ablegen sollte.

Man redete und debattirte und vertagte sich endlich auf den folgenden Tag. Das Saatkorn, aus welchem die berliner Revolution emporwuchs, schlug schnell Wurzel. Die Kunde von dem merkwürdigen Ereignisse durcheilte die Stadt, und schon am folgenden Tage war die Versammlung bei den Zelten eine viel gewaltigere geworden.

Die sogenannten badischen Forderungen bildeten auch in Berlin den Leitstern. Die Adresse, welche an diesem Tage zustandekam, forderte Preßfreiheit, Redefreiheit, Amnestie für alle politischen und preßpolizeilichen Vergehen, freies Versammlungs- und Vereinsrecht, gleiche politische Berechtigung Aller ohne Unterschied der Religion und des Besitzes, Geschwornengerichte und Unabhängigkeit der Richter, Verminderung des stehenden Heeres und Volksbewaffnung, allgemeine deutsche Volksvertretung und schleunige Einberufung des vereinigten Landtages . . .

Diese Adresse war im Nu mit zahllosen Unterschriften bedeckt. Eine Deputation wurde erwählt, welche anderen Tages die Adresse dem Könige überbringen sollte . . .

Daß die Sache nicht geringes Aufsehen verursacht hatte,

verrieth das Angstfieber der Börse, deren „Werthe" werthlos zu werden drohten.

Die Deputation versammelte sich pünktlich in der Zeitungshalle, um den Gang nach dem königlichen Schlosse anzutreten. Plötzlich erschien daselbst auch der berliner Polizeipräsident, Hr. v. Minutoli. Mit kühler Rede erklärte er den von ihrer eigenen Bedeutung offenbar überraschten jungen Leuten: der König verbitte sich die Ueberreichung des Schriftstückes durch eine Deputation ganz entschieden: Se. Majestät möge eine derartige Demonstration nicht und es würde dieselbe nöthigenfalls mit Gewalt verhindert werden. Allenfalls könnte die Adresse durch die Stadtpost an Seine Majestät befördert werden . . .

Die jungen Leute dachten freilich an nichts weniger, als daran, eine Demonstration in Scene zu setzen, die sich der König verbat. Hr. v. Minutoli hatte Revolutionäre zu finden geglaubt und fand Kinder, von denen eines sogar so kindlich war, daß es den Polizeipräsidenten bat, doch selbst die Adresse mit in das Schloß zu nehmen zu dem Könige . . .

Der Mann mit dem wälschen Namen hatte seinen error in calculo bereits völlig begriffen, und ein Lächeln des Spottes und der Verachtung begleitete seine kühle Ablehnung des naiven Ersuchens. Mit einer gewissen Gutmüthigkeit erklärte er sogar, daß durchaus nicht beabsichtigt würde, Versuchen, dem Könige Wünsche zu unterbreiten, entgegenzutreten...

Hr. v. Minutoli, der es für gut hielt, das kindliche Vergnügen der Adressenfabrikation nicht zu stören, das ja bei Stadtpostbeförderung anscheinend nichts Bedenkliches hatte,

bedachte in seiner Weisheit dabei doch das Eine nicht, daß durch diese Erklärung des Polizeichefs die preußische Staatsgewalt mit dem Embryo Revolution in Unterhandlung trat...

Am folgenden Tage fand eine noch größere Versammlung bei den Zelten statt. Was soll nun mit der Adresse begonnen werden, die der König nicht persönlich entgegennehmen will? — Auch die Stadtverordneten wollen eine Adresse an den König senden, so hieß es, und einstimmig wurde beschlossen, die Adresse der Jugend der Stadtverordneten-Versammlung zuzustellen, mit der Bitte, sie mit ihrer eigenen dem Könige zu überreichen. Allein die Herren Stadtverordneten hüteten sich wohl, das Schicksal ihrer eigenen Adresse mit der Volksadresse zu verknüpfen, die dann schließlich doch noch durch die Stadtpost wandern mußte . . .

Der 13. März brach herein. In Berlin lag etwas in der Luft. In Köln am Rhein und anderen rheinischen Städten sei ein offener Aufstand ausgebrochen, raunte man sich zu. Ferner, der Prinz von Preußen wolle dort hin, um die Rebellion mit allen Mitteln der Macht zu ersticken; vorher sollte aber in Berlin wieder völlig Ordnung gemacht werden. Die Thatsachen schienen diese Annahme zu bestätigen. Es wurden die Schulen geschlossen, in einigen Straßen Geschütze aufgefahren, starke Patrouillen und Reiter durchzogen die Straßen . . . Eine solche Herausforderung von Seiten der Machthaber durch Entfaltung von Gewaltmitteln ist aber noch jedesmal unklug gewesen, sobald die Revolution nicht absichtlich erzeugt werden sollte; sie war es besonders den Berlinern gegenüber.

Im Thiergarten fand vor den Zelten eine neue Versammlung statt, in welcher man geordnet und harmlos berieth, ob man den König nicht auch, wie in Paris, um ein Arbeiterministerium bitten sollte. Ferner wurde über die Gründung einer deutschen Flotte verhandelt. Das Volk blieb durchaus ruhig und gemäßigt, und es war kein Funke von revolutionärem Charakter in ihm zu entdecken.

Ein Trupp Reiterei erhielt trotzdem Befehl, den Thiergarten abzulesen. Derselbe gerieth dabei mit einem Volkshaufen zusammen und drängte ihn gegen das brandenburger Thor — es entstand ein furchtbares Geschrei und Gewühl. Das Volk fluthete zurück unter die Linden. Wildes Geschrei, Geschiebe und Gedränge in den Volksmassen. Anstatt sie ruhig verlaufen zu lassen, hieb die Reiterei scharf ein — Infanterie kam zu Hilfe und säuberte mit gefälltem Bajonette den Schloßplatz. Viele Verwundungen kamen vor — es wurde sogar ein vereinzelter Versuch zum Barrikadenbau gemacht — allein ein wirklich ernstlicher Widerstand gegen die bewaffnete Macht kam nirgends zu Stande, und um Mitternacht lagerte der gewohnte Frieden über der Residenz.

Die Regierung durfte zufrieden sein mit dem militärischen „Instrumente." Dieser Tag hatte gezeigt, daß sie nöthigenfalls auf die Armee völlig sich verlassen könne. Keine Spur von Zersetzung hatte sich in der strengen Disciplin kundgegeben, als das Commando ertönte, die Waffe auf das Volk zu zücken . . . „Wird das Militär auf die Bürger schießen?" fragte ein berliner Bürger einen Stabsoffizier. „Warum nicht? Wenn der König es befiehlt, so schießen wir und

gern . . ." lautete die Antwort. In diesem „gern" steckt ein Stück verhängnißvoller Geschichte. Naturgemäß mußte ja der so hoch bevorzugte Militärstand in Preußen der Todfeind einer Bewegung sein, die seine Interessen bedrohte.

Der Eindruck des 13. März auf das Volk ward ein sehr schlimmer. Das Auftreten der Gewalt hatte der Erbitterung eine bestimmte Richtung gegeben. Das Volk begann in der Regierung, welche Kanonen gegen dasselbe auffahren ließ, einen Todfeind zu erblicken und im Militär ein Werkzeug des Absolutismus, zu dem es von da an sich in bedrohlicher und erbitterter Stimmung verhielt. Das Volk hatte den traurigen Anblick empfangen, daß die Regierung zum Kampfe gegen dasselbe gerüstet dastand, und die kundigsten Zeitgenossen versichern, hierin sei der hauptsächlichste Grund zu suchen, daß es überhaupt zum Kampfe kam . . .

Am 14. März empfing der König die Deputation der städtischen Behörden, um deren Adresse entgegenzunehmen. Oberbürgermeister Krausnick, in dessen Kopfe während dieser Tage des Märzes einmal die dem loyalen Manne entsetzlich krause Idee spukte, er werde möglicherweise der Präsident einer provisorischen Regierung — ein berliner Lamartine werden müssen, hatte die Ehre der Vorlesung. Der König antwortete in den gnädigsten Ausdrücken. Er wies vor Allem darauf hin, daß der Hauptwunsch der Adresse schon erfüllt und der vereinigte Landtag auf den 27. April einberufen sei. Freie Völker, freie Fürsten, sei seine Losung, aber die gute alte deutsche Ordnung dürfe nicht unbeachtet bleiben. Auch die ständische Gliederung sei eine gute deutsche Ordnung, gegen

die nicht angestrebt werden dürfe. „Das Schicksal Deutschlands," schloß der König, „liegt nicht in meiner Hand. Alles aber, was meine Kraft vermag, will ich redlich und ernstlich anwenden, damit auch diese Zeit der Krisis zu dessen Einigkeit, Kraft und Größe ausschlage. Sie liegt mir so sehr am Herzen, als die Preußens."

Die königliche Antwort vermochte die durch die Ereignisse vom vorigen Abend empörten Gemüther nicht zu beruhigen; dieselbe machte nur einen geringen Eindruck, der durch das fortgesetzte schroffe Auftreten der Truppen noch vermindert wurde. Der alte Erfahrungssatz, daß zu unruhigen Zeiten das in den Straßen erscheinende Militär die Revolution anzieht, wie der Magnet das Eisen, bewährte sich während der Märztage auch in Berlin. Das Volk haßte dieses trotzige Drohmittel der Gewalt und reizte es deshalb. Die Zusammenrottungen nahmen kein Ende. „Bauerjungen, geht heim und freßt Commißbrod!" rief die Menge den Soldaten zu. Die Soldaten antworteten mit der blanken Waffe. Die Zusammenstöße zwischen Volk und Militär mehrten sich und — wurden immer blutiger.

Vergebens hatte der Gouverneur von Berlin, der wackere General v. Pfuel, den Befehl gegeben, daß die bewaffnete Macht mit Schonung auftreten sollte. Die Erbitterung war einmal bereits eine gegenseitige geworden und äußerte sich auch gegenseitig. In der Lindenstraße begingen am Abende desselben Tages die Gardeküraſſiere wahre Brutalitäten gegen eine daselbst eingekeilte wehrlose Volksmenge. Auch auf dem Schloßplatz und in der Breitenstraße ging es blutig her.

Die angestrengten und durch den Dienst ermüdeten Soldaten waren in eine förmliche Wuth gerathen, ohne Commando, trotz des Commandos.

Der König war am Abend des 14ten nach Potsdam gefahren; er hoffte noch immer, daß Alles sich friedlich wieder ausgleichen würde, und verließ die Residenz, um nicht noch mehr von Deputationen und Adressen bedrängt zu werden, die seither das böse Blut nicht beschwichtigt, sondern nur vermehrt hatten. Im Schlosse zu Potsdam erfuhr er die berliner Vorgänge vom Abend des 14. März, gerade als man am folgenden Tage zur Mittagstafel geben wollte. Ohne jeden Versuch, seine Betroffenheit zu verbergen, sagte der König zu seinen Gästen: „Essen Sie, meine Herren: kehren Sie sich nicht an mich. Mir geht die Geschichte bis an den Hals."

Am folgenden Tage wurde die königliche Tafel durch ein noch ganz anderes und überwältigenderes Ereigniß gestört. Da platzte die Nachricht in das potsdamer Schloß hinein: Revolution in Wien, der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich gestürzt und auf der Flucht . . . Das Unerwartetste war damit geschehen. Nun das möglich geworden war, gab es nichts Unmögliches mehr. Dieser Schlag traf auch den König persönlich, der in die bewährte Klugheit des Fürsten Metternich, des Nestor der conservativen Staatsweisheit, ein unbeschränktes Vertrauen gesetzt hatte.

König Friedrich Wilhelm legte Messer und Gabel nieder und sagte: „Nun werde ich nach Berlin müssen, damit sie mir dort nicht auch tolle Streiche machen."

In Berlin hatte während des 15. die Aufregung unverändert fortgedauert. General v. Pfuel bemühte sich vergeblich die zwischen Volk und Militär herrschende Erbitterung zu besänftigen, indem er dem letzteren befahl, die Provocation des ersteren nicht zu beachten und von der Schußwaffe keinen Gebrauch zu machen. Die Anhänger der starren Militärpartei waren sogar voll Entrüstung über diesen Befehl, der das Heer demoralisire . . .

Auf die Nachricht von dem in Wien ausgebrochenen Aufstande hin kehrte der König aus Potsdam zurück. Die Mitglieder des Staatsraths wurden sofort zu einer Sitzung in das Schloß entboten. Die Ereignisse in Berlin und noch mehr die in Wien legten die Nothwendigkeit nahe, ernste Beschlüsse zu fassen.

Während der Staatsrath im Schlosse berieth, wogten draußen die Menschenmassen geschäftig hin und her. Besonders auf dem Platze zwischen dem Opernhause und der Universität fand ein starkes Gedränge statt. Eine Art unbewaffnete Bürgerwehr, die sich am Tage vorher gebildet hatte und durch weiße Stäbe ausgezeichnet war, versuchte überall die Ordnung zu erhalten. Mit ihrem brühwarmen Amtseifer thaten diese wohlwollenden Männer wohl hie und da des Guten zu viel und forderten den stets bereiten berliner Bummelwitz gegen die „Leichenbitter" heraus.

Plötzlich marschirte vom Palais des Prinzen von Preußen her ein Trupp Infanterie auf den Platz und schwenkte bei der Blücherstatue gegen die Schloßbrücke zu. Dreimal dicht hintereinander ertönte das warnende Trommelsignal, aber ehe

es der gedrängten Menschenmasse möglich wurde, dem Warnrufe Folge zu leisten, krachte mit dem letzten Trommelschlage bereits eine Gewehrsalve los, mitten in die zwar unruhigen, aber keineswegs angreifenden oder angriffsfähigen Massen hinein. Tödtlich getroffen brach ein geradeswegs aus seinem Comptoir kommender friedlicher Buchhalter zusammen, mehrere andere Personen wurden mehr oder minder schwer verwundet.

„Die Scene der Verwirrung," schildert ein Augenzeuge des traurigen Vorfalls, „welche auf die Salve folgte, ist schwer zu beschreiben. Mit furchtbarem Angstgeschrei stürzten sich die am Opernhause und am Zeughause befindlichen Massen an der Schloßfreiheit hinunter nach der Schleusenbrücke. Die Verwirrung wurde noch vermehrt durch eine von der Jägerstraße her anrückende Cavallerie-Patrouille. Binnen wenigen Minuten war das bis dahin friedliche Aussehen der umliegenden Straßen und Plätze wie verwandelt: überall verwirrendes Geschrei, durcheinanderlaufende Menschen, Gruppen an den Straßenecken. Ein Augenblick lang schien es, als wäre das Aergste zu befürchten . . ."

Auch die Studenten von Berlin hegten Ruhe- und Ordnungsgedanken und sandten eine Deputation in das Schloß, um sich für den Sicherheitsdienst anzubieten.

„Was ist denn das für ein Dings da von Cocarde?" fragte der Commandant General v. Ditfurth mit sichtlicher Geringschätzung auf die schwarzrothgoldene Cocarde deutend.

„Excellenz, das ist ja die deutsche Cocarde, welche die Bundesversammlung feierlich adoptirt hat."

„Die Bundesversammlung? Was für eine Bundesversammlung . . .“

Die Studenten wurden von dem Vertreter des incarnirten Preußenthums mit ihrem Anerbieten abgewiesen und ihre Inhaftnahme wurde nur durch das Dazwischentreten des Generals v. Pfuel verhütet.

Die Stadt war nach der Schreckensscene auf dem Opernplatze wieder ruhig geworden; auch am folgenden Tage, am 17. März, herrschte in den Straßen eine tiefe Stille und Friedlichkeit, und der oberflächliche Beobachter hätte glauben können, daß Ordnung und Gesetzlichkeit die Zügel der Herrschaft wieder fest in ihren Händen hielten.

Allein diese Stille bildete die Ruhe vor dem Sturme. In dem Innern der Häuser grollte die Erbitterung weiter, und die Berichte aus Wien, wo das Volk Triumphe feierte, nährten den unheimlichen Zustand. Sollte man in dem aufgeklärten Berlin hinter Wien zurückbleiben, „heruntergekriegt“ durch ein paar Schüsse, und nichts erreichen, gar nichts?

Aus Köln a. Rhein langte am 17. März eine Deputation in Berlin an. Dieselbe erhielt beim Könige sofort Audienz. Sie legte demselben die drohende Lage der Rheinprovinz dar und gab der Majestät zwar mit aller Ehrfurcht, aber nicht undeutlich zu bedenken, daß bei der herrschenden Stimmung der Abfall und die Losreißung der Rheinlande von Preußen nicht unwahrscheinlich sei, wenn der König die Umwandlung des preußischen Staatswesens im freiheitlichen Sinne nicht bewillige . . .

Mit großer Freundlichkeit erwiederte der König, daß die ihm vorgetragenen Wünsche mit seinen eigenen Ansichten

übereinstimmten, und daß die nothwendig gewordenen Reformen nicht länger verzögert werden sollten. Er werde sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen und im Innern die nöthigen Freiheiten gewähren. Die Rheinländer möchten ihre Heimreise nur um etliche Stunden verzögern, damit sie sogleich die Proclamationen und Patente, welche alle die gewünschten Gewährungen enthielten, mitnehmen könnten.

Auch der bei der Audienz anwesende Prinz von Preußen sagte der Deputation freundliche und beruhigende Worte.

Die Deputation aus dem Rheinlande hatte in Berlin den Entschluß gereift, eine Massendemonstration vor dem Schlosse zu veranstalten, um dem Könige die Wünsche des Volkes unmittelbar vorzutragen. Diese „Friedensmanifestation der Volkswünsche" wurde auf den 18. März, Nachmittags 2 Uhr festgesetzt. Bürgerversammlungen in den verschiedenen Theilen der Stadt hatten diese Volkswünsche folgendermaßen formulirt: Entlassung des seitherigen Ministeriums, Einführung einer freisinnigen Verfassung, Bürgerbewaffnung, Preßfreiheit, politische Gleichstellung aller Glaubensbekenntnisse . . .

Wie die Antwort König Friedrich Wilhelm's an die rheinländische Deputation bezeugte, hatte sich im Schooße der Regierung selbst bereits die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit größerer Reformen Bahn gebrochen. Wie das sich gestaltet hatte, schildert der damalige Minister v. Bodelschwingh, der dafür ein competentester Zeuge sein muß. „Am 16.," sagt derselbe, „wurde die Katastrophe Wiens in Berlin bekannt. Diese veränderte wesentlich den Standpunkt der Sache. Das Zustandekommen des Fürstencongresses er-

schien problematisch, wenigstens durfte man dabei nicht mehr auf Oesterreich zählen; zugleich griff die Revolution in Deutschland mit Riesenschritten um sich. Da erkannte man die Nothwendigkeit, mit den längst vorbereiteten, nur schärfer ausgeprägten und mit dem Zugeständniß eines deutschen Parlaments vervollständigten Plänen für Deutschlands Umgestaltung vorzugehen und Preußen, von dem sie ausgegangen, auch an die Spitze der Bewegung zu stellen. Damit war zugleich der eine Grund der verspäteten Einberufung des vereinigten Landtags gefallen, während auf der andern Seite die rasch auf einander folgenden Ereignisse des Tages zur Eile mahnten. Es wurde beschlossen, den Landtag zu einem nahen Termine zu berufen und das Einberufungspatent zugleich zur Veröffentlichung der Pläne Preußens für seine und Deutschlands Umgestaltung zu benutzen . . ."

In der Nacht vom 17. zum 18. März wurde das Patent entworfen, vom Könige vollzogen und sofort gedruckt. Am 18. März noch vor zwei Uhr Nachmittags erschien ein Extrablatt der „Allgemeinen preußischen Zeitung," welches das Gesetz über Aufhebung der Censur und das erwähnte Patent enthielt, welches die Einberufung des vereinigten Landtags auf den 2. April publicirte, die Umgestaltung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat forderte und die Nothwendigkeit anerkannte, daß constitutionelle Verfassungen für alle deutschen Länder verliehen werden müßten. Dieses Patent war vom Prinzen von Preußen mitunterschrieben und von sämmtlichen Ministern gegengezeichnet.

Vor dem Zustandekommen der Massendemonstration war

also jetzt das Hauptsächlichste der Volkswünsche bereits vom Könige gewährt worden. Heller Jubel brach unter dem Volke aus, und es wurde beschlossen, die Stadt zum Abend glänzend zu beleuchten. Die Massendemonstration, welche früher mit Forderungen des Volkes hatte erscheinen wollen, entwickelte sich jetzt vor dem Schlosse als eine des Danks und der Ovation für den König, dem schallende Lebehochs ausgebracht wurden.

Im königlichen Vorzimmer traf um diese Zeit der Minister v. Bodelschwingh den Polizeipräsidenten Minutoli.

„Herr Präsident," sagte der Minister, „gestehen Sie, daß Sie falsch prophezeiten, als Sie für heute eine blutige Demonstration voraussagten. Statt von einer solchen vernimmt man nur vom Jubel des Volkes."

„Excellenz," erwiederte der Präsident, „ich beharre auf meiner Prophezeiung. Ich bin auch zur Stunde nur hierher gekommen, um Ihnen und in Ihrer Gegenwart Sr. Majestät dem Könige zu sagen, daß der beabsichtigte blutige Conflict heute leider doch noch stattfinden wird."

Ungläubig lächelnd führte der Minister den Präsidenten zum Könige. Herr v. Minutoli hielt demselben einen förmlichen Vortrag über die nach seiner Ansicht drohende Gefahr.

„Sie hegen unnöthige Besorgnisse," sagte Bodelschwingh.

Der König lobte die seither bewiesene Thätigkeit und Umsicht des Präsidenten, fügte jedoch bei: „Nur Eins, lieber Minutoli, kann ich nicht unbemerkt lassen: Sie sehen immer zu schwarz."

Dieses nach den eigenen Aufzeichnungen Minutoli's

wiedergegebene Gespräch beweist das Eine klar, daß man im königlichen Schlosse zu dieser Zeit Alles für ausgeglichen und beendigt hielt. Der König hatte die Wünsche des Volkes angesichts der sich allgemein vollziehenden Bewegung ohne Rückhalt gewährt und hoffte damit den Frieden wiederhergestellt zu haben.

In den Straßen herrschte der Jubel weiter. Auf dem Schloßplatze ertönte ein Lebehoch auf den König nach dem andern. Alle Läden auf dem Plätze waren geöffnet, Damen hatten die Fenster besetzt. Im Innern des Schlosses bivouakirten die aus Potsdam herübergekommenen Truppen und spazierten rauchend im Hofe umher.

Etwa um halb zwei Uhr erschien der König auf dem Balkon. Ein ihn begleitender Herr, man sagt, einer der berliner Bürgermeister, rief mit lauter, weitschallender Stimme den darunter wogenden Volksmassen zu: der König will, daß Preßfreiheit herrsche; der König will, daß der Landtag sofort berufen werde; der König will, daß eine Constitution auf der freisinnigsten Grundlage alle deutschen Länder umfasse; der König will, daß eine deutsche Nationalflagge wehe; der König will, daß alle Zollschlagbäume in Deutschland fallen; der König will, daß Preußen sich an die Spitze der Bewegung stelle.

Unter dem stürmenden, nicht endenwollenden Jubel des Volkes zog sich der König zurück. Die Ovationen, welche ihm gebracht wurden, riefen ihn aber noch einmal auf den Balkon zurück. Friedrich Wilhelm IV. wehte mit dem Tuche — ein Minister sprach den Dank des Königs aus, aber auch

seinen Wunsch, daß nunmehr die Demonstrationen aufhören möchten.

Ein Augenzeuge der ganzen Scene verließ jetzt den Schloßplatz. Derselbe schildert seinen Weg nach der Königsstraße mit warmen Farbentönen. „Da sah ich, wie sich die Leute vor Freude umarmten und wie sie weinten. Die Frauen wehten aus den Fenstern mit Taschentüchern, das Material zur Illumination für den Abend wurde durch die Straßen getragen und die Bürger, die mir begegneten, riefen: „Wir wollen auch auf den Schloßplatz, wollen auch unserm geliebten König ein Vivat bringen . . .“

Immer noch jubelte die kindlich erfreute Volksmasse auf dem Schloßplatze, als nach 2 Uhr die Mannschaften des 2. Garde-Regiments das Schloßportal besetzten. Der Anblick der verhaßten Potsdamer, denen man die an den vergangenen Tagen gegen das Volk begangenen Brutalitäten hauptsächlich Schuld gab, erregte von Neuem Groll und Erbitterung.

„Soldaten fort! Militär zurück! Soldaten abziehen! Der König soll sich unter den Schutz der Bürger stellen!“ ertönte es aus der vieltausendköpfigen Menge.

Der König frug im Schlosse nach dem Grunde der neuen tumultuarischen Bewegung.

„Man kann von mir keinen unehrenhaften Rückzug der Truppen verlangen,“ erwiderte er, als ihm das Verlangen des Volkes mitgetheilt wurde.

Nachdem die Infanterie die Zugänge des Schlosses besetzt hatte, erschien eine Schwadron Dragoner an der Stechbahn. Noch mehr Militär erschien auf das dringende Ver-

langen des Volkes, daß dasselbe zurückgezogen werden möchte. Der früher geschehene unerwartete Angriff erzeugte das Mißtrauen, daß es auf einen neuen Angriff abgesehen sei. Angst und Schrecken brachen über die dichtgedrängte Menge herein; man schrie und schob nach allen Seiten hin. „Militär fort!" tönten Rufe halb angstvoll, halb drohend dazwischen. Wahrscheinlich ist das Drängen des geängstigten Volkes für Drohung und Uebergehen zum Angriff angesehen worden, denn die Dragoner rückten plötzlich mit gezogener Waffe vor.

„Zurück! Zurück!" ertönte es in der geängstigten Menge. Vergeblich. Die Reiter sprengten mit blanker Waffe im Trabe gegen das Volk, trieben die wehrlose Menge vor sich her und richteten eine grenzenlose Verwirrung an. Verrath! Verrath! hörte man rufen. Die bange Befürchtung des Volkes schien Wahrheit werden zu sollen. Als die Reiterattacke erfolgte, drang aus dem Schloßportale ein Bataillon Grenadiere nach der Mitte des Schloßplatzes vor, schwenkte mit gefälltem Bajonette nach der Kurfürstenbrücke hin und trieb die Menge unter dem Wirbeln der Trommel vor sich her.

Plötzlich fielen aus den Reihen der Grenadiere zwei Schüsse. Niemand hatte dieselben commandirt, Niemand wurde durch dieselben verwundet — das Werk des blinden, unaufgeklärt gebliebenen Zufalls sind sie gewesen, diese donnernden Signale der berliner Revolution.

„Verrath! Wir sind verrathen! Zu den Waffen! Waffen und Rache!" so tönte es nach einem Augenblick der Lähmung infolge des Schreckens schneidend und drohend zugleich durch

die Lüfte — wie Spreu zerstob die Menge nach allen Richtungen hin.

Mit einem Schlage ist jetzt die Furie entfesselt, binnen Augenblicken die Revolution ausgebrochen, werden die Waffenläden geplündert, Kugeln gegossen, Barrikaden gebaut. Nach den pariser Beschreibungen construirt man mit leidlichem Geschick diese Burgen der Revolution. Wagen, Karren, Tonnen, Rinnsteinbrücken, Pflastersteine und allerlei Geräthe, wie man sie in den Häusern findet, werden zusammengeschleppt und zusammengefügt. Dabei verbreitet sich die Bewegung mit einer rasenden Schnelligkeit — überall zugleich, bis in die entferntesten Theile der Stadt steigen Barrikaden empor.

Nicht minder überraschte die Kunde von dem ausbrechenden Aufruhr im Schlosse, als in der Stadt; überall erzeugte sie Bestürzung und Schwanken. Von seinen Generalen, Ministern und Familienmitgliedern umgeben, hielt der König in seinen Gemächern Rath. Die Ansicht, daß das meuterische Volk der einzig schuldige Theil an dem Ereigniß sei, behielt offenbar darin die Oberhand, denn die plötzliche Enthebung des Generals von Pfuel vom Commando und seine Ersetzung durch den General von Prittwitz kündigte den Sieg der rücksichtslosen Militärpartei an, als deren Haupt der Prinz von Preußen galt, und mit diesem Siege ein gewaltsames Dareinschlagen und Niederkartätschen des Aufruhrs und jedes Widerstandes . . .

Wie wenig entsprach ein Blutvergießen, die That der rohen Gewalt, dem Sinne des Königs! Konnte denn das überhaupt möglich werden zwischen ihm und seinem Volke?

Auf den eigenen Befehl des Königs traten plötzlich zwei Männer aus dem Schloßportale, die zwischen zwei Stangen eine große weiße Standarte trugen. Mit großen Buchstaben leuchteten auf dem weißen Leinwandgrunde die Worte: „Ein Mißverständniß! — Der König will das Beste!" Die beiden Männer wanderten mit dieser Standarte über den ganzen Platz, bis zur Kurfürstenbrücke hin — ihnen voraus ein dritter, der den Hut schwenkte und „der König lebe hoch!" rief. Vergeblich. Die auf dem Platze versammelte Menge stimmte nicht in den Ruf ein und betrachtete die Friedensstandarte mit mißtrauischen Blicken . . .

Zu spät! zu spät! Die ganze Stadt hatte sich bereits in eine innere Festung verwandelt, die Sturmglocken läuteten wie im schauerlichen Geheul, und von den Barrikaden wehte die langverpönte schwarz-roth-goldene Fahne . . .

Der Kampf begann. Die Infanterie stürmte die Barrikaden, die Kanonen rasselten durch die Straßen, Kartätschenladungen bestrichen dieselben — es wurde ein grauenvoller Abend, eine grauenvolle Nacht des Kampfes . . .

Im Königsschlosse ging es während dieser furchtbaren Nacht laut durcheinander. Portal und Schloßhof glichen einem Bivouak. Geschütze standen angespannt, Stroh war aufgeschüttet als Lager für Pferde und Menschen, Cavallerie und Infanterie stand in dicht zusammengezogenen Abtheilungen bereit. In den Kellerräumen steckten hunderte von Gefangenen, welche von den Soldaten zusammengeschleppt worden waren und von denen ein großer Theil in der Morgenfrühe jenen furchtbaren Weg nach Spandau antreten mußte, für welchen

ein Offizier der Escorte seinen Leuten die schaurige Losung gab: „Nehmt die Canaillen nur ordentlich zusammen! Wenn einer nicht fort will, so gebraucht die Kolben, und wenn sich Jemand widersetzt, so nehmt die Bajonnette."

In den königlichen Gemächern herrschte ein straffer, siegesgewisser Geist. Der König befand sich über den Charakter der Revolution noch in vollem Irrthum. Er glaubte nicht daran, daß es wirklich die Berliner wären, welche dieselbe machten, sondern hielt das Ganze für eine That des Pöbels und eine Machenschaft fremder Revolutionäre, besonders der Polen. Deshalb der Groll Friedrich Wilhelms, seine Bitterkeit und Unerbittlichkeit allen Vorstellungen und Vermittelungsversuchen gegenüber.

Selbst den Bitten der leidenden Königin Elisabeth, die beim ersten dröhnenden Kanonenschusse den König beschwor, nicht schießen zu lassen, sondern lieber mit ihr zu entfliehen ... widerstand der Monarch in seiner vorgefaßten Meinung.

Eine Deputation langte im Schlosse an, um den Rückzug der Truppen zu erbitten. Eben hatte draußen der Straßenkampf mit voller Heftigkeit begonnen. An der Spitze der Deputation stand Bischof Neander, der dem Könige mit bewegten Worten das allgemeine Verlangen an das Herz legte. „Nicht eher, als bis die Barrikaden weggeräumt sind," lautete des Königs entschiedener Bescheid. „Was wollen Sie?" rief er ungnädig aus. „Es ist eine sehr einfache Geschichte. Ich saß bei ernsten und wichtigen Arbeiten, da kamen die Leute vor die Thür und störten mich. Das kann ich nicht dulden. Daß ein paar Gewehre losgegangen sind, dafür kann ich

nicht; und ohne Plempe wird Keiner verwundet, und die Plempe ist nicht gezogen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Uebrigens geht mich die Sache nichts an. Ich habe dem Commandanten meine Befehle gegeben und der Commandant thut seine Schuldigkeit. Ich habe nur eine Bombe in die Königsstraße werfen lassen und schon gehört mir die Straße; die anderen werde ich auch nehmen."

Der König sah um diese Zeit seine Lage viel günstiger an, als sie in Wirklichkeit stand. Die Soldaten waren freilich gegen die schlecht bewaffneten Volksmassen seither im Vortheil geblieben; allein sie befanden sich jetzt nach langem, beschwerlichem Dienste, wobei ihnen jede Verpflegung mangelte, müde und abgemattet, während auf den Barrikaden gerade das Gegentheil stattfand. Dort fehlte es an nichts und die Kampfeslust steigerte sich so, daß die Barrikadenkämpfer selbst in Ruhepausen die Soldaten durch Büchsenschüsse zu neuen Angriffen reizten. Dabei befanden sich die wichtigsten und bestbefestigten Stadttheile noch immer in den Händen der Revolution.

Während der Nacht kam der Generalstabsmajor von Vincke aus Schlesien in das königliche Schloß. Herr von Vincke, welcher sich durch eigene Anschauung über den Straßenkampf unterrichtet hatte, sagte dem Könige die volle Wahrheit über denselben. Durch diesen braven Mann erfuhr Friedrich Wilhelm die schmerzliche Wahrheit, daß es keineswegs nur der Pöbel sei, welcher kämpfe, sondern daß ein großer Theil der berliner Bürger selbst in Waffen stehe, die überwiegende

Mehrzahl derselben aber mit der Revolution einverstanden sei und sie unterstütze. . .

Die Darstellung des Mannes von unwandelbarer Treue übte auf den König einen tiefen und gewaltigen Eindruck aus. Mitten in der Nacht setzte er sich an seinen Arbeitstisch und verfaßte eine Ansprache an die Bevölkerung: „An meine lieben Berliner" lautete dieselbe, in welcher der König die Einwohner seiner geliebten Vaterstadt mit bewegten Worten beschwor, vom Kampfe abzulassen und die Barrikaden zu räumen. Sowie dieses geschähe, sollten auch die Truppen sofort aus den Straßen zurückgehen und nur zur Besetzung des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer Gebäude verwendet werden. Der dem warmen Herzen des Königs entspringende Aufruf schloß mit den Worten: „Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Freundin und Mutter, die sehr leidend daniederliegt, vereinigt ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen."

Diese Proclamation wurde gedruckt, um in aller Frühe des Morgens verbreitet zu werden.

Auch Ludwig Rellstab, eine bekannte Persönlichkeit in Berlin, begab sich am Morgen des 19. März zum Könige, denselben um Frieden mit seinem Volke zu beschwören. Der Monarch erklärte dem Schriftsteller, daß er zu jeder gütlichen Ausgleichung bereit sei, daß aber die Truppen erst dann in ihre Kasernen zurückgezogen werden könnten und sollten, wenn die Bürger die Barrikaden verließen und niederrissen. „Suchen Sie sie dazu zu bewegen," fügte er hinzu, „ich will den Kampf, den ich nicht begonnen habe, auch nicht erneuern."

„Darf ich wagen," erwiederte Rellstab nach seinen Aufzeichnungen voller Sorge, „Ew. Majestät zu bemerken, wie hoch ich den Einsatz halte, der in diesem furchtbaren Spiele gewagt wird? Es handelt sich nicht allein um die Krone Ew. Majestät, sondern vielleicht um die Dynastie der Hohenzollern überhaupt, ja um das Geschick des ganzen deutschen Vaterlandes."

„Ich weiß," entgegnete der König, „was auf dem Spiele steht. Ich habe mir jeden Ausgang vorgestellt, allein ich bin auf das Vollkommenste vorbereitet."

„Also soll ich hoffnungslos scheiden, Majestät?"

„O nein, auch ich wünsche ja nichts sehnlicher, als das Ende dieses traurigsten aller Kämpfe. Sie können mit dazu beitragen. Nehmen Sie diese Blätter, verbreiten Sie sie unter die guten, ehrenhaften Bürger, die ja die größte Mehrzahl in Berlin bilden. Sagen Sie ihnen, wie ich denke, und noch besser, bringen Sie mir sogleich zwanzig, dreißig, fünfzig Bürger von guter Gesinnung. Ich will selbst mit ihnen reden. Eilen Sie!"

Die Wahrheit erfordert das Geständniß, daß der so wohlgemeinte Aufruf „An meine Berliner", welchen auch Herr Rellstab zur Verbreitung erhielt, im Volke entweder gar keine, oder doch keine günstige Wirkung hervorbrachte. An einigen Orten ist derselbe von den empörten Leuten unter die Füße getreten worden. „Das ist doch Alles nur Lüge und Verrath!" schrieen sie dabei.

Ludwig Rellstab brachte nur mit Mühe eine Anzahl Bürger zusammen, die er zum Könige führen konnte. Frie-

drich Wilhelm trat denselben mit warmer Herzlichkeit entgegen, erklärte aber, daß er an seinen in der Proclamation geäußerten Anschauungen und Entschlüssen festhalten müsse. Er ersuchte die Bürger, das in der Stadt zu verkündigen. „Gehen Sie und thun Sie, was in Ihren Kräften steht, daß nicht ferneres beklagenswerthes Unheil die Stadt und die Bürger treffe.“

Eine neue Deputation unter Führung des Oberbürgermeisters Krausnick traf im Schlosse ein. An seiner Seite die Königin und von Prinzen und Generälen umgeben, so empfing der König diese Abgesandten seiner Residenz. Der Oberbürgermeister beschwor in einer feierlichen Ansprache den Monarchen, zum Heile der Stadt die Truppen zurückzuziehen . . .

„Erst müssen die Barrikaden weggeräumt sein, bevor ich die Truppen zurückziehen kann,“ erwiederte der König; „die Soldaten sind ebensogut zum Schutze der Bürger, als zum Schutze der Krone gegen die Revolution da.“

Als der berliner Bürger Nobiling darauf dem Monarchen auseinandersetzte, daß und warum der Beschluß, die Ruhe der Stadt durch Militär herstellen zu wollen, ein unglücklicher sei, und empfahl, eine auserwählte Anzahl von Bürgern sofort zu bewaffnen und dieser Bürgergarde den Schutz des Königs und der Stadt zu übertragen, ertönte wider diesen Vorschlag aus der Umgebung des Königs ein barsches: „Nein!“

Da richtete sich einer der mitanwesenden Bürger, Neumann, kühn empor und frug mit nachdrücklicher Betonung: „Wer wagt es hier, dem Könige vorgreifen zu wollen?“

„Eine Bewaffnung von Bürgern," antwortete nun der König selbst, „verträgt sich nicht mit dem System der Regierung. Dem Militär allein liegt die Pflicht ob, Ordnung und Gesetze zu schützen, und wenn alle meine Mahnungen, vom Aufruhr abzustehen, nichts fruchten, so werde ich mit meinen Truppen zu siegen wissen."

„Ein solcher Sieg, Majestät, würde eine Niederlage sein!" rief Bürger Neumann dagegen — allein der König konnte zu keiner Aenderung seiner Meinung bewegt werden. Die Deputation schied selbst tief erschüttert unverrichteter Sache von dem tief erschütterten Monarchen.

So sollte denn das Blutvergießen wirklich von Neuem beginnen? Es war an einem Sonntagmorgen, aber welch' eine Sabbathfeier! Statt des feierlichen Kirchenglockenklangs erfüllten ununterbrochen die Sturmglocken die Luft mit ihrem Geheul, statt des verkündigten Gotteswortes tönte knatterndes Gewehrfeuer von den Barrikaden, wo es jetzt, nach der Wegnahme von drei Kasernen und der Erstürmung des Landwehrzeughauses, an Waffen und Munition nicht mehr fehlte . . .

Trüben Blickes schaute der König von einem Fenster seines Schlosses aus hinaus auf dieses ihm so plötzlich fremd gewordene Berlin, aber es waren milde und versöhnliche Gedanken, welche in dem Monarchen aufstiegen und in dem Herzen des guten Königs, das die ganze Größe des Jammers empfand, ein Echo fanden. Die Anregung des Ministers von Bodelschwingh, einen großen Rath zu halten für die künftigen Maßnahmen, erhielt Friedrich Wilhelms Beifall.

Das Gefühl, daß etwas geschehen müsse, drängte sich Allen auf. Entweder die Gewalt oder die Versöhnlichkeit mußte Schritte thun. Die meisten der anwesenden hohen Militär- und Civilpersonen riethen an, daß man die Truppen vorläufig an einzelnen Stellen zurückziehen solle, ohne weiter auf die seither festgehaltene Vorbedingung der Barrikadenräumung zu bestehen. Sie knüpften die Hoffnung an einen solchen Schritt, daß derselbe einen versöhnenden Eindruck auf die Aufständischen bezwecken und den Frieden schneller anbahnen würde . . .

Die Minderheit der Versammlung stimmte dagegen für ein rücksichtsloses gewaltsames Vorgehen, für eine völlige Wiedereroberung der Stadt und Niederkartätschen der Revolution.

Der König entschied sich, der Stimme seines Herzens gemäß, für die Nachgiebigkeit der Krone.

Bürgermeister Naunyn fand bei der Barrikade in der großen Friedrichsstraße, in der Nähe der Einmündung der Zimmerstraße, bis zu welcher die Garde im nächtlichen Straßenkampfe vorgerückt war, eine große Menge erbitterter Bürger. Der Wiederbeginn des Blutvergießens stand daselbst unmittelbar bevor. Um dieses zu vermeiden, vermittelte der Bürgermeister beim commandirenden Major v. Rauchhaupt vorerst das Zurückgehen der hier stehenden Truppen bis in die Nähe der Leipzigerstraße und eilte dann in das Schloß, um vom Könige das Zurückgehen sämmtlicher Militärs zu erwirken.

Der Bürgermeister traf den Stadtrath Duncker und

noch eine Anzahl Bürger zu demselben Zwecke im Schlosse an. Zur Deputation vereinigt, erhielten sie beim Könige Audienz. Nach etwa einstündiger Verhandlung gewährte derselbe die ihm vorgetragene Bitte unbedingt. Straßen und Plätze sollten sofort von den Truppen geräumt, und diese entweder in ihre Kasernen zurück, oder aus der Stadt geführt werden. Es sollten auch sonst die allgemeinen Wünsche möglichst erfüllt und neue Minister mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraut werden. Dagegen vertraute der König dann aber auch darauf, daß es den Bürgern gelingen werde, die Barrikaden zu entfernen und die Ruhe wieder herzustellen . . .

Der König, der durch die Besprechung mit den Männern sichtlich tief bewegt worden ist, winkt darauf dem Minister v. Bodelschwingh und dem Grafen von Arnim, daß sie ihm aus dem Audienzsaale in sein Cabinet folgen sollen.

Nach einer kurzen Weile kehren die beiden Herren in den Saal zurück. Hr. v. Bodelschwingh trägt ein Schriftstück in der Hand und ruft laut den Harrenden zu: „Se. Majestät zieht die Truppen zurück."

Der Prinz von Preußen tritt nach diesen Worten schnell heran und sagt: „Das heißt, wenn die Barrikaden weggeräumt sind."

„Es ist meine letzte Handlung als Minister," entgegnet v. Bodelschwingh; „ich bringe hier den Befehl des Königs, wie er ist."

Noch reden und rufen mehrere Stimmen dazwischen — allein Stadtrath Duncker erklärt mit Festigkeit: „Wir Alle

sind Unterthanen des Königs und dürfen an dessen Willen und Worten nichts drehen oder verändern. Seine Majestät hat unbedingt befohlen."

Mit dem hochherzigen Entschlusse des Königs von Preußen, seinem Volke zu vertrauen und die Wünsche desselben zu erfüllen, war die Revolution beendigt. Der königliche Befehl wurde pünktlich und in musterhafter Ordnung ausgeführt — bereits nach wenigen Stunden war die Stadt von den Truppen geräumt.

König Friedrich Wilhelm sandte seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, in vertraulicher Mission an die Königin Victoria nach London — und in den Nachmittagsstunden des 19. März erschien als Maueranschlag eine königliche Verordnung, welche die Entlassung des alten Ministeriums und die Einsetzung eines neuen unter dem Vorsitz des Grafen Arnim-Boitzenburg ankündigte.

Sobald das Militär seinen Rückzug genommen hatte, brach überall die friedliche Stimmung wieder durch. Das Volk zog aus, um seine Todten zu sammeln. Auch vor dem Schlosse wälzte sich wieder die Menge auf und nieder und bat um Herausgabe der Gefangenen. Der König trat auf den Balkon und rief hernieder: „Ich habe gehört, Ihr wünschet, daß die Gefangenen von heute Nacht freigelassen werden. Ich will sie Euch schicken."

„Bürgerbewaffnung!" „Volksbewaffnung!" ertönt es darauf aus der Menge. Eine Bürgerdeputation begiebt sich zum König, deren Sprecher ihn anredet: „Euer Majestät sprechen wir im Namen aller gutgesinnten Bürger den ein-

stimmigen Wunsch aus, sofort die Bewaffnung der Bürgerschaft zu gewähren und den einzigen Mann, welcher das höchste Vertrauen und die volle Liebe aller Bürger unserer Stadt verdient, den Herrn Polizeipräsidenten, mit der Organisation der Bürgerbewaffnung zu beauftragen und ihn an die Spitze der bewaffneten Bürgerschaft zu stellen, da nur durch diese Maßregel die Ruhe der Stadt herzustellen ist."

Der König schwankt — allein die Bürger beschwören ihn auf's Neue.

„Majestät, begeben Sie sich unter die drunten harrenden Bürger — Sie werden dadurch die Bürgschaft erhalten, daß Sie sich unter dem Schutze derselben sicherer befinden, als unter dem Schutze aller Kanonen . . ."

Sie ergreifen den Arm des zögernden Monarchen. „Kommen Sie! Eilen Sie, Majestät!" . . . Und der König befindet sich plötzlich auf der Schloßterrasse den Tausenden gegenüber.

„Meine lieben Bürger," redet er dieselben an. „Sie haben gewünscht, daß ich unter Ihnen erscheinen möge. Ich bin gekommen. Sie haben mich durch einige Ihrer Mitbürger überzeugt, daß die Ruhe der Stadt auf der Bewaffnung der Bürgerschaft beruhe. Ich gewähre Ihnen gern die Bewaffnung . . ."

Jubel und Hurrahs auf den Monarchen unterbrachen dessen Rede . . .

„Und nun lege ich die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung, welche durch Sie am besten bewahrt werden kann, in Ihre Hände . . ."

Dem Könige wäre nach allen diesen Aufregungen Ruhe zu gönnen gewesen, und doch stand ihm die furchtbarste Erschütterung erst noch bevor. Kaum war er wieder in das Schloß zurückgekehrt, so langte von den Linden her ein trauriger Zug auf dem Schloßplatze an und begab sich in den inneren Schloßhof, ein Zug, wie er in der ganzen Geschichte einzig dasteht. Die Leichen der Volkskämpfer wurden auf offenen Wagen und Bahren, die Häupter mit Blumen und Zweigen geschmückt, nach dem Schlosse gebracht. Ein furchtbarer Leichenzug! Voran ein Student zu Pferde mit fliegenden Haaren und dem Schläger in der Hand, dann die Leichen, und endlich ein Zug Barrikadenkämpfer als Trauergefolge. Eine Scene, so schildert ein Augenzeuge unter dem frischen Eindrucke derselben, welche an tragischem Pathos Alles überbot, was jemals in Trauerspielen der antiken und romantischen Kunst an den erschütterten Gemüthern vorbeigezogen ist. Von allen Seiten zogen die Barrikadenkämpfer durch die Portale des Schlosses mit wirren, verstörten Gesichtern, in der Hand noch die mörderische Waffe, auf den Schultern die Bahren mit den gefallenen Brüdern, deren Wunden zur gräßlichen Schau sie offengelegt, deren blutige Stirnen im Vorübertragen von Frauen mit Immortellen und Lorbeer geschmückt worden waren. Die Volksmenge, durch welche sie hindurchschritten, stand lautlos da. Ehrfurchtsvoll nahm ein Jeder den Hut ab, die Lippen bebten, in den Augen zitterten Thränen, nur die festen Tritte der Träger hallten in dem Schlosse wieder, und von Zeit zu Zeit der Name eines Gefallenen, von einem Träger laut ausgerufen mit näherer

Angabe, wie „Familienvater von fünf unerzogenen Kindern!" — „Auf der Barrikade am kölner Rathhause niederkartätscht!" — „Ohne Pardon niedergestochen, nachdem er sich ergeben hatte!" — „Eine Wittwe, Mutter von sieben Waisen!" — „Fünfzehn Jahre alt, an meiner Seite niedergeschossen, mein einziger Sohn!" — Es war ein grausamer Instinct, welcher in den entlegensten Theilen der Stadt das Volk ohne irgend welche Verabredung trieb, die Todten nach dem Schloßhofe zu bringen. Schon hatte sich der innere Hof, in welchem die Wendeltreppen zu den königlichen Gemächern führen, mit Bahren und blutigen Leichen gefüllt, als das Volk nach dem Könige zu rufen begann. Der Fürst Lichnowsky, welcher, nachdem der Kampf vorüber war, mit einigen der Barrikadenhäupter fraternisirt hatte, versuchte es, seinen guten Freunden zu bedeuten, daß Se. Majestät sich zurückgezogen hätten, und daß man ihnen einige Ruhe gönnen möge. Allein der Ruf: „Der König soll kommen!" erscholl mit verzehnfachter Gewalt, daß die Schloßfenster davon erzitterten. Schon nahmen die Träger die Leichen wieder auf und schickten sich an, dieselben die Wendeltreppen hinauf in die königlichen Gemächer zu tragen, da erschienen oben auf der Gallerie die Grafen Arnim und Schwerin, zwei der neuen Minister, um zu beschwichtigen, vermochten aber nicht gegen die höher und höher schwellende Fluth aufzukommen. „Der König, der König soll kommen!" gellte und grollte es immer drohender. Da trat auf die offene Gallerie heraus der tiefgebeugte Monarch, an seinem Arm die vor Angst und Entsetzen bleiche Königin. „Hut ab!" Er entblößte das Haupt. Die Träger nahmen die blutigen

Leichname wieder auf, sie hoben die Bahren hoch zu dem Könige hinauf unter schrecklichem Zuruf der Männer und dem Wehklagen der Frauen: „Gieb uns unsere Brüder, unsere Väter, unsere Söhne wieder!" Der König und die Königin vermochten nur mit Thränen das tiefgefühlte Beileid des gebrochenen Herzens zu bezeugen. In den blutgetränkten Gewändern der Gefallenen erblickten sie den königlichen Purpur zu ihren Füßen im Staube liegen. Da plötzlich stimmte das Volk den Choral an: „Jesus meine Zuversicht!" Der König verweilte mit unbedecktem Haupte, bis der feierliche Todtengesang geendet, und führte dann die kaum noch sich aufrechterhaltende Königin in ihre Gemächer zurück . . .

Wenn man die Revolution als eine Tragödie betrachtet, so muß man in dieser grausamen und unedlen Leichenparade vor dem Könige von Preußen, der sich unter den Schutz seines Volkes gestellt hatte, die tragische Schuld erblicken, mit welcher die berliner Revolution sich befleckte. Die Nemesis derselben konnte nicht ausbleiben, und sie ist nicht ausgeblieben. —

Der Leichenfeier folgte am Abend des 19. März eine glänzende Jubelfeier der Errungenschaften. Berlin schwamm in Freude und Abends in einem nie gesehenen Meere von Illumination . . .

Am 20. März erschien die vom Könige gewährte General-Amnestie für politische und preßpolizeiliche Vergehen, die in erster Linie den infolge des Aufstandsversuchs von 1846 gefangenen Polen zu Gute kam. Im Triumphzuge führte das Volk die Befreiten durch die Straßen, am Königs-

schlosse vorüber, wo man dem Könige, der mit einigen seiner neuen Minister auf dem Balkon stand, stürmische Dankovationen darbrachte . . .

Aber als an diesem Tage der Abend kam und die Nebel der Nacht sich auf eine nicht künstlich mit Tageshelle erfüllte Stadt senkten, da erwachten im Volke auch die Schrecken der Nacht, das Mißtrauen und die Furcht. Finstere Gerüchte, daß man mit potsdamer Truppen die Stadt überfallen, ja sogar, daß die Russen gegen Berlin im Anzuge seien, flatterten wie Fledermäuse umher und trieben die geängstigten Massen zusammen, welche „Verrath" und „zu den Waffen!" schrieen. Es kostete den besonnenen Männern, besonders der schnell herangewachsenen Bürgerwehr, aufopfernde Mühe, um diese wogende Angst zu besänftigen. Der König kam mit dem Prinzen Albrecht mitten in der Nacht selbst in die Schloßwache und verpfändete den Bürgerwehrleuten sein Wort, daß keine Feindseligkeit gegen die Stadt beabsichtigt werde . . .

Ein Blick in das Schloß hinein würde sofort auch den Mißtrauischsten von der Wahrheit der königlichen Worte überzeugt haben. Friedrich Wilhelm IV. hatte während dieser schweren Tage mit der Vergangenheit vollständig gebrochen. Er hatte sich nicht nur in die neue Lage der Dinge gefunden, sondern war auch entschlossen, sich zum Herrn derselben zu machen. Die Nothwendigkeit leuchtete dem Monarchen und seinen neuen Rathgebern ein, daß jetzt mit irgend einer bestimmten That vorgegangen werden müsse. Die Mission Preußens für Deutschland flammte zum ersten

Male hell auf, und die Lage der Dinge in Oesterreich gab den neuen Ministern die Zuversicht, daß der geeignete Zeitpunkt für Preußen gekommen sei, um die Führung Deutschlands selbstständig zu übernehmen.

Der denkwürdige 21. März im Jahre des Völkerfrühlings brach an. Eine „An die deutsche Nation" gerichtete Proclamation begrüßte denselben. „Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an! Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa. Preußens Friedrich Wilhelm der Vierte hat sich, im Vertrauen auf Euern heldenmüthigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt. Ihr werdet ihn mit den alten ehrwürdigen Farben deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem constitutionellen Fürsten, dem Führer des gesammten deutschen Volkes, dem neuen Könige der freien wiedergeborenen deutschen Nation! —"

Von den in Berlin anwesenden Prinzen und seinen Ministern begleitet, erschien König Friedrich Wilhelm IV. gegen Mittag zu Pferde auf dem Schloßplatz. Eine große schwarz-roth-goldne Fahne eröffnete den Zug. Der König trug Uniform und hatte ein schwarz-roth-goldenes Band um den linken Arm geschlungen.

Die dichtgedrängten Volksmassen begrüßten den Monarchen mit unendlichem Jubel.

„Es ist keine Usurpation von mir," sprach dieser, „wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einheit

berufen fühle. Ich schwöre zu Gott, daß ich keine Fürsten vom Throne stoßen will; aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen. Sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue auf den Grundlagen einer aufrichtigen constitutionellen Verfassung."

Unter dem wachsenden Jubel des Volkes passirte der Zug die Schloßfreiheit und hielt bei der Hauptwache am Zeughause.

„Es lebe der Kaiser von Deutschland!" ertönte es plötzlich aus dem Volke.

„Nicht doch! das will, das mag ich nicht," entgegnete der König mit einer ablehnenden Bewegung.

Vor der Universität standen die Studenten bewaffnet aufgestellt, der Rector in Amtstracht an ihrer Spitze. Als der königliche Zug hier Halt machte, trugen drei der Jünglinge das deutsche Reichsbanner herbei und schwenkten es grüßend vor dem Monarchen.

„Mein Herz schlägt hoch," sprach dieser, „daß es meine Hauptstadt ist, in der sich eine so tüchtige Gesinnung bewährt hat; der heutige Tag ist ein großer, unvergeßlicher, entscheidender. In Ihnen, meine Herren, steckt eine große Zukunft, und wenn Sie an der Mitte oder am Ziele Ihres Lebens zurückblicken auf dasselbe, so bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk. Die Studirenden machten den größten Eindruck auf das Volk und das Volk auf die Studirenden. Ich trage die Farben, die nicht mein sind, aber ich will damit nichts usurpiren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands

Einigkeit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott! Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen ist, daß mächtige Fürsten und Herzöge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des Volkes stellten, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen werden und daß der Wille des Volkes mich unterstützen wird. Merken Sie sich das, meine Herren, schreiben Sie sich's auf, was ich Ihnen sage, denn es ist für die Nachwelt: ich will nichts usurpiren, will nichts als deutsche Freiheit und Einheit. Ich trete an die Spitze von Deutschland, in dessen Einheit und Freiheit besteht fortan Preußen, nicht anders! Schreiben Sie sich's auf und sagen Sie es der abwesenden studirenden Jugend. Es thut mir unendlich leid, daß nicht alle da sind. Sagen Sie es allen."

Unter den lauten Huldigungen der Studenten setzte der Königszug seinen Weg fort und machte am kölner Rathhause, um welches in der schaurigen Revolutionsnacht der Kampf am erbittertsten gewüthet hatte, noch einmal Halt. Die versammelten Stadtbehörden empfingen hier den Monarchen mit einer Ansprache.

„Bürger," erwiederte derselbe, „ich weiß wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß starken und tapferen Heeres, daß ich nicht stark bin durch meinen gefüllten Schatz, sondern nur durch die Herzen und Treue meines Volkes. Und, nicht wahr, diese Treue werdet Ihr mir schenken? Ich schwöre es Euch, ich will nur das Gute für Euch und Deutschland!"

Noch an demselben Tage erschien der denkwürdige Aufruf Friedrich Wilhelm's IV.: „An mein Volk und an die deutsche Nation!", in welchem er erklärte: „Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten dringenden Gefahr kann nur aus einer innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf . . ."

Während so die Frühlingsblüthen deutscher Hoffnungen sich entfalteten, als ob es noch nie einen Aprilschauer und noch nie einen Nachtfrost gegeben hätte, bereitete das Volk von Berlin die feierliche Bestattung der am 18. und 19. gefallenen — wie das preußische Regierungsblatt sagte — „heldenmüthigen Opfer eines tief zu beklagenden, durch ein Zusammentreffen unglücklicher Zufälle, Gerüchte, Mißverständnisse und Irrungen entstandenen Kampfes" im Friedrichshain vor. Ohne Bitterkeit blickte man jetzt von allen Seiten auf diese Opfer, deren Blut zur Morgenröthe einer neuen Zeit verklärt erschien. Denn alles Entstehen und Vergehen erhielt ja noch immer, in der Weltgeschichte, wie in der Natur, den Stempel des Schmerzes aufgedrückt. Vor der neuen Kirche auf dem Gendarmenmarkte war der kolossale Katafalk

aufgerichtet worden, der 183 Särge trug, dazwischen die von fünf Frauen und zwei Knaben. Die Särge waren bekränzt, festlich geschmückt der ganze riesenhafte Todtenbau. Die Stadt Berlin hatte Trauer angelegt. Deutsche Fahnen und Trauerflaggen wehten abwechselnd aus den Fenstern der Häuser, von den Zinnen und Balkonen der Stadtthore, wie des Königsschlosses. Ein Zug von mehr als 20,000 Köpfen bildete sich als Trauergeleit. Da kamen die Bataillone der Bürgerwehr, die Studentenschaft, die Gewerke und sonstige Corporationen, Abordnungen deutscher Städte und Universitäten, der berliner Magistrat, die Stadtverordneten, die Schützengilde, die Geistlichkeit aller Confessionen neben den Angehörigen der Gefallenen, welche letztere in der Kirche am Altare vom Bischof Neander mit Worten des Trostes empfangen wurden. Der Anblick dieser unabsehbaren, feierlich schweigsamen Menge, die im Hintergrunde von dem ungeheuren, trotz seines Blumenschmucks düstern Katafalke überragt wurde, war ein ergreifender. Um zwei Uhr begann das Geläute der Glocken von allen Thürmen der Stadt und ein Chor von Posaunen stimmte den Choral „Jesus meine Zuversicht" an. Zu den Füßen des Katafalks war ein Altar errichtet, an welchem ein evangelischer, ein katholischer und ein jüdischer Geistlicher hintereinander kurze Weihereden hielten. Unter den erneuten Klängen des Chorals setzte sich darauf der Leichenzug in Bewegung, über welchem hunderte von Trauerfahnen wehten.

Langsam bewegte sich der Zug über die etwa eine Stunde lange Wegesstrecke bis zum Friedrichshain, aber die Spitze

desselben war bereits dort angelangt, als sein Ende noch auf dem Gendarmenmarkte stand. Er nahm seinen Weg durch die Charlottenstraße nach den Linden. Tiefe Rührung überkam die Tausende und Abertausende, als die Procession in feierlichem Schweigen über den Opernplatz zog und hier plötzlich die ergreifenden Klagetöne eines vom Domchore angestimmten Trauerliedes über dem Menschenmeere schwebten . . .

Als der Leichenzug am Schlosse anlangte, trat der König, umgeben von seinen Ministern und Adjutanten, auf den Balkon heraus. Links und rechts an demselben wehten Trauerflaggen, in der Mitte die deutsche Fahne. Die Fahnen wurden zum Gruße vor den Särgen gesenkt, und der Monarch nahm den Helm ab, so lange die Särge langsam drunten an ihm vorüberzogen.

Im Friedrichshain, einem zu einer Gartenanlage umgeschaffenen Hügel, erwarteten lange Reihen Gräber die Leichen, die unter den Grabgesängen der berliner Männerchöre hinabgesenkt wurden in die stillen Grüfte, nachdem Prediger Sydow in seiner Grabrede die Gefallenen als „Märtyrer unserer Freiheiten und Rechte" gefeiert hatte. Zum Schluß sprach Bischof Neander den Segen und donnerte die Ehrensalve über die frischen Gräber der Opfer des Völkerfrühlings in der preußischen Hauptstadt . . .

Mit dieser ergreifenden Bestattungsfeier endeten die aufregenden und vielfarbigen Scenen der berliner Märztage des Jahres 1848, deren trügerischer Frühlingsglanz seine hellsten Lichter hoffnungstrunken um sich warf, wie man das auch in der Natur so oft im Monat März erlebt.

Ein Märtyrer der Menschenliebe.

Wie eine ungeheure Sturzwelle, die, aus den tiefsten Gründen des Oceans aufgewühlt, brausend, unwiderstehlich über die Fläche des kämpfenden Schiffes rollt und Alles, was nicht mit dem Fahrzeuge selbst verwachsen ist, mit sich in die grundlose Tiefe reißt, so hatte die gewaltige Sturzwelle der pariser Februarrevolution von 1848 in Frankreich das Königthum Louis Philipp's hinweggespült, schnell, gewaltig, unwiderstehlich. Niemand wußte so recht eigentlich, wie es und wie ihm selbst geschehen war. Mit den purpurnen Fetzen des Thronbehanges hatte das siegreiche Volk das Haupt des Sclavenführers Spartacus geziert, der vergoldete Thronsessel selbst flog in die Flammen eines Scheiterhaufens am Fuße der Julisäule — und „Vive la république!“ brauste es, von den begeisternden Klängen der Marseillaise begleitet, durch die erstaunten Lüfte.

An Stelle des gestürzten Orleans und der auseinandergejagten Deputirtenkammer, die man nicht mit Unrecht die „Kammer der Corruption“ genannt hatte, trat vorläufig eine provisorische Regierung, die aus dem Chaos mehr sich selbst erwählend, als gewählt werdend, hervorging. Das

hauptsächlichste Mitglied dieser Regierung war der berühmte Dichter Lamartine; dem allgemeinen Drange folgend proclamirte sie die Republik und weihte sie mit einer prunkenden Festlichkeit ein, wie sie dem Franzosen zum nothwendigen Bedarf des Daseins gehört.

Man hatte in Frankreich also einmal wieder eine Republik. Sie war unter dem Druck der entfesselten Massen proclamirt worden, ohne jedoch allgemein mit Enthusiasmus aufgenommen zu werden. Mit dem erhaben schönen Worte vereinigten sich für die Franzosen leider die schrecklichen Erinnerungen von 1793, der Blutbäder, der Schreckensherrschaft, der Auflösung aller gesetzlichen Bande. Panischer Schrecken vor der Wiederkehr solcher Zeiten erpackte besonders die besitzende Classe des Bürgerthums, die schon Handel und Verkehr in beklagenswerther Weise darniederliegen sah, die schon Tausende von Arbeitern aus Mangel an Beschäftigung hatte entlassen müssen, aber nun gerade wieder von diesen brodlosen Massen das Aeußerste zu befürchten hatte. Denn schon regten sich fanatische Schwärmer genug, welche unter diesen Arbeitern das Stichwort „sociale Republik" ausgaben und den Wahnsinn des Communismus predigten, der den Elenden und Armen aus dem Volke, besonders aber den Arbeitsscheuen, wie ein Evangelium erschien.

Die provisorische Regierung hatte sich die Einrichtung und den Ausbau der sogenannten „honetten" Republik auf gesetzlichen Grundlagen, im Gegensatz zu der „rothen" der Socialisten und Communisten, zum Ziele gesteckt und, indem ihre Mitglieder am ersten Tage gleich übermenschlich arbeiteten,

um eine nothdürftige Organisation zu erzielen, behaupteten sie sich zugleich tapfer gegen die Angriffe und Demonstrationen jener Partei, die zu verschiedenen Malen zu dreißig bis vierzig Tausenden mit rothen Fahnen und wilden Anforderungen vor ihr Quartier rückte, um sie selbst zu stürzen, um eine Arbeiterregierung, eine Herrschaft des Proletariats, einen Wohlfahrtsausschuß mit socialdemokratischem Directorium an ihre Stelle zu setzen. Waren ihre Mitglieder doch keine Blousenmänner, keine Barrikadenkämpfer, kein eigentliches „Volk" und deshalb als heimliche Aristokraten verdächtig! Nur Lamartine's Beredtsamkeit und Geistesgegenwart, der es sieben bis acht Mal gelang, die Leidenschaften der Massen zu bändigen, blieb es zu danken, daß die provisorische Regierung, welche wenigstens einen Anstrich gesetzlichen Ursprungs besaß und jedenfalls die Gesetzlichkeit erstrebte, den Sieg behielt. Wieder einmal stürmte einer dieser von Spirituosen und Wuth gleich trunkenen Haufen gegen das Berathungszimmer der Regierung im Stadthause an. „Was wollt Ihr?" fuhr ihnen Lamartine mit Energie entgegen. „Tod dem Lamartine! Deinen Kopf, Lamartine!" schrie der Haufen. Der berühmte Dichter lächelte verächtlich. „Meinen Kopf," sagte er, „wollte Gott, Bürger, er säße Euch allen auf den Schultern, so würdet Ihr vernünftiger sein . . ."

Das schlug durch.

Mit Bravo und Gelächter zog der Haufen lärmend weiter. —

Diese armen Verblendeten hofften aber einmal, nur durch eine neue Revolution, durch den Sieg der communistischen

Tendenzen das Glück erreichen zu können, welches ihrem Dasein freilich so kümmerlich lächelte. Noth und Hunger hieß das Loos von vielen Tausenden, aber dem ist freilich nicht durch Ausführung communistischer Ideen abzuhelfen, die nur alle noch geordneten Verhältnisse ebenfalls vernichten würden und deren Schluß nach wenigen Wochen kurzen Rausches nur eine um so traurigere Lage, ja eine vollständige gesellschaftliche und gewerbliche Einöde werden müßte. Das aber begriffen jene mit verderblichen Phrasen erhitzten Massen nicht.

Schon am Morgen des 25. Februar begann das Wogen des Volkes, welches meist bewaffnet war, um das Stadthaus auf's Neue. Fabrikarbeiter, Mitglieder geheimer Gesellschaften, Proletarier gefährlichster Art, handwerksmäßige Verbrecher strömten wild durcheinander. Schon um 9 Uhr wurde die Menge auf etwa 40,000 geschätzt, darunter jene düstere Gesellschaft, die sich im Schlamm und Dunkel großer Städte verbirgt und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten in Masse aufzutreten pflegt, um eine öffentliche Gefahr oder dergleichen für sich auszubeuten. Rothe Fahnen waren als Feldzeichen aufgesteckt, rothe Bänder flatterten an den Hüten der Männer. Die provisorische Regierung, welche fast schutzlos war, sah besorgt diesem Treiben zu. Der Volkshaufen drängte die Wachen zurück und drang in das Berathungslocal. Ein Fabrikarbeiter, der seine Forderungen mit Aufstoßen des Gewehrkolbens unterstützte, verkündigte die Willensmeinung des draußen versammelten Volkes; Einführung der Gütergemeinschaft, Errichtung einer Arbeiterregierung, Annahme

der rothen Fahne als Zeichen der allgemeinen menschlichen Verbrüderung und dergleichen Unmöglichkeiten mehr. Der Beredtsamkeit einiger Mitglieder der Regierung gelang die Beschwichtigung der Leute, und der Haufen zog ab, jedoch nur um einem noch wilderen Platz zu machen, der vier Kanonen lud und ihre Mündungen auf das Stadthaus richtete; Annahme der rothen Fahne und eine Arbeiterregierung, forderten die Führer. Sie drängten der Regierung ein Decret ab, welches die Zukunft der Arbeiter sichern sollte; dasselbe lautete: „Die Regierung der französischen Republik verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu verschaffen. Sie erkennt das Recht der Arbeiter an, sich untereinander zu verbinden, um den rechtmäßigen Nutzen ihrer Arbeit zu genießen. Die provisorische Regierung giebt den Arbeitern die Million der Civilliste, welche am Ende des Monats fällig wird und die ihnen gehört, zurück." — Die dreifarbige Fahne rettete durch seine Beredtsamkeit wiederum Lamartine, der wohl erkannte, daß die rothe Fahne nicht die allgemeine Brüderlichkeit bedeuten würde, sondern vielmehr Schreckensherrschaft, Bürgerkampf im Innern und Krieg mit dem Auslande. Trotz der drohend auf ihn gerichteten Mordwaffen rief er den Leuten zu: „Eure rothe Fahne hat keinen anderen Umgang als den auf dem Marsfelde gemacht, am 17. Juli 1791, getaucht in das Blut des Volkes. Die dreifarbige Fahne dagegen ist von der französischen Tapferkeit durch ganz Europa getragen und siegreich auf den Wällen von Lissabon, Neapel und Moskau aufgepflanzt worden. Mit ihrem Verschwinden würde die Hälfte von Frankreichs Ruhm in das Dunkel

der Vergessenheit versinken . . ." Diese echt französische Phrase drang durch, die Schreckensscene schlug in eine Rührscene um, aus der die Rufe: Hoch Lamartine erklangen, und die provisorische Regierung war gerettet.

Doch dauerten die Unruhen der Rothen fort und machten sich noch mehrmals in gefährlichen Ausbrüchen Luft. Ein Theil der Presse arbeitete in zügelloser Weise daran, die Grundfesten alles Bestehenden zu untergraben, und das überwuchernde Clubwesen stellte die Fortdauer irgend einer Regierung täglich mehr in Frage. Im April zählte Paris mehr als 300 Clubs, Clubs für alles Mögliche und alle Möglichen, unter denen sich ein „republikanischer Centralclub für die Taubstummen Frankreichs", ein „Frauenemancipationsclub", „ein Club der Vesuverinnen" u. s. w. befanden. Ein Glück für die provisorische Regierung war die Uneinigkeit der machtvollen Führer der Rothen untereinander; dieselben hatten aus Eifersucht gegeneinander keinen bestimmten Plan für das Gelingen ihrer Verschwörung, und es sah in Wahrheit unter diesen Leuten aus, wie Scherr es drastisch schildert: „Ledru machenschaftete gegen Blanc, Blanc gegen Caussidière, Caussidière gegen Barbés, Barbés gegen Blanqui, Blanqui gegen alle und wiederum alle gegen ihn." —

Die Regierung hatte in Ausführung des ihr abgedrungenen Decretes, welches sie verpflichtete, den Arbeitern Arbeit zu geben, nicht unterlassen, sogleich für das allerdings traurige Loos derselben Sorge zu tragen. Nationalwerkstätten waren errichtet worden, in denen endlich an 110,000 Arbeiter eigentlich Nichts, wenigstens nichts Nothwendiges, des großen,

den Kosten einer Armee gleichkommenden Aufwandes Würdiges thaten, und dafür bezahlt wurden. Aber gerade in diesen Nationalwerkstätten fanden die Socialisten und Communisten ein stets bereites Heer für ihre Pläne. Die ewige Bedrohung der Besitzenden und jedes Besitzes, welche in diesen Verhältnissen lag, ließ dagegen die darniederliegenden Gewerbe und Industrien zu keinem Aufathmen, zu keiner Erholung kommen.

Endlich fanden die allgemeinen Wahlen zu einer National-Versammlung statt, in deren Hände die provisorische Regierung ihr Amt niederlegte. Eine Vollziehungs-Commission trat als Executive an ihre Stelle. Die gemäßigten Republikaner hatten die Mehrheit erlangt, unter den Deputirten der Provinzen befanden sich viele Anhänger der Bourbons, der Orleanisten und auch bereits Bonapartisten: doch hatte noch keine dieser Parteien eine die Republik gefährdende Stärke erlangt, von den Social-Demokraten waren überall nur vereinzelte Candidaten durchgekommen, so daß ihre Partei auf keine glänzende Stellung in der National-Versammlung rechnen konnte.

Die Socialdemokraten, denen noch mehre Versuche, ihre Pläne durchzusetzen, an der Energie der Regierung und der Treue der Bürgerwehren und Mobilgarden gescheitert waren, gaben trotzdem die Hoffnung nicht auf, das Heft in die Hand zu bekommen. Es blieb in den Arbeiterkreisen eine stete Gährung, und diejenigen in den Nationalwerkstätten, die daselbst auf Staatsunkosten nichts thaten, blieben ein stets drohendes Heer des Communismus. Dem gegenüber sank das Ansehen der Regierung, obgleich sie aus ehrlichen

Republikanern bestand, sowohl infolge der eigenen Uneinigkeit und Eifersucht ihrer Mitglieder untereinander, als auch vor dem Auftreten der National-Versammlung, in welcher, gegenüber dem socialistischen Treiben, die monarchischen Tendenzen immer offener zu Tage traten und in dem nach Ruhe und Ordnung sich sehnenden Bürgerthum eine gewaltige Stütze fand.

Regierung und National-Versammlung wußten, daß nach dem verunglückten Versuche der Rothen vom 15. Mai, die Regierung davonzujagen und die National-Versammlung zu sprengen, dieselben sich zu einer neuen Schilderhebung rüsteten, und die Regierung kam endlich selbst zu dem grausamen und abscheulichen Entschluß, diese Schilderhebung zu provociren, um diesen ewigen Herd der Unruhe auszutilgen, — sei es auch mit Pulver und Blei. Sie fühlte sich stark genug, um den Kampf auf Tod und Leben zu wagen, denn der neue Kriegsminister Cavaignac hatte dafür gesorgt, jedem Aufstande mit einer gewaltigen Militärmacht entgegentreten zu können.

Die Nationalwerkstätten, die den Herd von mehr als hunderttausend Unzufriedenen bildeten, und über deren wirthschaftliche und moralische Verderblichkeit Regierung und National-Versammlung einig waren, bildeten den Angriffspunkt. Es gab in Wirklichkeit in Paris keine Arbeit für die Leute, denn man konnte doch nicht die Laternenpfähle und Brückengeländer dutzendmale anstreichen lassen. Aber in den Provinzen, da gab es Erdarbeiten und allerlei Verkehrsmittelbauten, dort konnten die Arbeiter Arbeit und Lohn finden, und Paris wurde von einem unruhigen Element befreit. Die Aufhebung

der Nationalwerkstätten wurde von der National-Versammlung beschlossen. Unter den Arbeitern entstand darüber eine furchtbare Aufregung. Einzelne Abtheilungen von ihnen, die früher schon in die Provinzen geschickt worden waren, waren höchst unzufrieden zurückgekommen und erklärten — wir müssen dahingestellt sein lassen, ob mit Recht, ob mit Unrecht — betrogen worden zu sein. Als nun die Vertheilung der Arbeiter in die Provinzen im Großen stattfinden sollte, begann in Paris der Widerstand. Schaaren von Arbeitern durchzogen die Straßen mit dem Rufe: wir wollen hier bleiben! Aber General Cavaignac hatte außer den Nationalgarden 43,000 Mann Linientruppen zur Hand — die Regierung bestand auf ihrer Maßregel, und Marie, ein Mitglied der Vollziehungs-Commission, erklärte am 22. Juni, dem Frohnleichnamstage, den Führern eines großen Arbeiterzuges, die noch einmal den Weg der Demonstration und der Vorstellung von dem Waffenwerke versuchen wollten, kategorisch: „Wenn die Arbeiter nicht in die Provinz gehen wollen, so werden wir sie dazu zwingen, hört Ihr's, mit Gewalt zwingen . . ."

Damit war die Kriegserklärung ausgesprochen.

Am folgenden Tage, dem 23. Juni, begann die furchtbare pariser Junischlacht, der blutigste und schreckenreichste Straßenkampf, welcher jemals stattgefunden hat und in welchem schließlich die Bourgeoisie den Sieg über die Arbeiter davontrug. Paris bot nach der dreitägigen Straßenschlacht einen furchtbaren, entsetzensvollen Anblick. Viele Häuser waren in Brand geschossen und eingestürzt, ganze Straßen von den Kugeln schwer beschädigt. Nur wenige Fensterscheiben waren

ganz geblieben, und in den engen Straßen wußte man nicht, wo man den Fuß hinsetzen sollte, ohne im Blute auszugleiten. Niemals war in Paris ein Kampf mit soviel Grausamkeit und Erbitterung geführt worden. Viele, viele Gefangene waren in der blutigen Raserei erschossen worden. Besonders die Mobilgarde schwelgte im förmlichen Blutdelirium; wetteifernd mit einigen Linien-Regimentern, die in Afrika die Schule der Entmenschung durchgemacht hatten, mordeten sie, von Pulverdampf und Branntwein berauscht, dem Tiger gleich, aus reiner Lust am Morden. Ebenso grausam verfuhren die Nationalgarden aus den Provinzen gegen die Aufständischen, von denen sie Alles, was mit den Waffen in der Hand gefangen wurde, niedermachten. Ja, selbst noch nach beendigtem Kampfe liefen die Gefangenen Gefahr, in Massen niedergemetzelt zu werden! Die Zahl der Gefangenen betrug 14,000, die Zahl der Todten ist nie genau ermittelt worden, noch weniger die der Verwundeten, von denen Tausende heimlich verpflegt wurden. Grausen überkommt uns noch heute bei der Angabe des General Lamoricière, daß die Regierungstruppen während der Junischlacht 2,100,000 Gewehrpatronen verbraucht und 2300 Kanonenschüsse gethan hätten. —

Eine furchtbare Rache folgte dem Aufstande. Cavaignac hatte in einer Proclamation an Nationalgarde und Armee gleich nach dem Kampfe gesagt: „In diesem Paris sehe ich Sieger und Besiegte; sei mein Name verflucht, wenn ich darein willige, auch Opfer zu sehen." Daran mußte festgehalten werden und Todesurtheile wurden nicht gefällt. Aber

dennoch räumte das siegreiche Bürgerthum mit dem rebellischen Proletariat schonungslos auf und ließ mehr als 10,000 Gefangene in die überseeischen Besitzungen Frankreichs transportiren, wohin Frauen und Kinder sie begleiten durften.

Gewiß ist es für die allgemeine Ordnung und Gesetzlichkeit ein Glück gewesen, daß der Juniaufstand mit den communistischen, unklaren und zersetzenden Tendenzen seiner Anstifter nicht den Sieg errang; auf der andern Seite aber muß das grausame Schicksal der vielen Arbeiter, die nur aus Noth und Verzweiflung in ihren verderblichen Irrthum getrieben wurden, schwer beklagt werden, da z. B. der Aufstand seine mehrtägige Gewalt über verschiedene Stadtviertel keineswegs zu Gewaltthaten, Raub und Plünderung mißbraucht, sondern vielmehr, wie in den Februartagen, das Eigenthum unter strenge Volksjustiz gestellt hatte. Umsomehr blieben die von den Siegern nachträglich an den armen Verirrten begangenen unnützen Grausamkeiten, die Massen-Deportationen, diese Menschenjagden um die Thore von Paris, bei denen man die jungen Rebellen wie wilde Thiere aus den Steinbrüchen und Wäldern aufjagte, schmerzlich zu beklagen, schärfstens zu verdammen.

Ein Mann, dessen machtvolles Wort die Gewaltthäter jetzt vielleicht von ihren strengen Maßregeln zur Nächstenliebe und zum Vergeben hätte zurückführen können, hatte seine stets bewährte Menschenliebe durch einen beklagenswerthen Irrthum in dem Augenblicke mit dem Leben bezahlt, wo es ihm vielleicht gelungen wäre, die Straßenschlacht zu beendigen, bevor sie noch ihren blutigsten Höhepunkt erreicht hatte.

Der Erzbischof Affre von Paris war am Morgen des 23. Juni ahnungslos der keimenden Schrecken nach der Kirche St. Etienne du Mont gegangen, um dort die Jugend einzusegnen. Die Kirche liegt hinter dem Pantheon, das in die Hände der Aufrührer fiel, so daß der Erzbischof zwei Tage lang nicht in seinen Palast auf der Insel St. Louis zurückkehren konnte. Als er nun am 24. Abends endlich dahin zurückgelangen konnte, da hatten die Schrecken, welche er gesehen und erlebt hatte, einen so bewegenden Eindruck auf ihm gemacht, daß er fest entschlossen war, am andern Morgen den Versuch zu wagen, die empörten Gemüther mittelst der Waffen seines heiligen Amtes zu beruhigen. Am 25. Juni, während der Kampf wieder wüthete und Truppen und Arbeiter erbittert sich hinwürgten, ging der Erzbischof, bekleidet mit violettem Gewande und von seinen vier Großvicaren begleitet, nach dem Palast der National-Versammlung zum General Cavaignac.

Cavaignac erschrak, als der Erzbischof ihm seinen Entschluß eröffnete, nach den Barrikaden zu gehen und eine Friedensvermittlung zu versuchen. In dringlichster Weise stellte er ihm die Gefahr vor, welche mit seiner schönen That verbunden war, und beschwor ihn, davon abzulassen. Der Prälat aber lehnte diese Warnungen mit dem erhaben schönen Wort ab: „Mein Leben bedeutet Nichts."

Es war an einem Sonntag, Abends zwischen 7 und 8 Uhr, als der Erzbischof, von den Vicaren Jacquemont und Ravinel und von seinem Diener Pierre begleitet, auf dem Bastillenplatz erschien, wo man sich eben gegen die Vor-

stadt St. Antoine schlug. Zwei Generale waren schon an der Spitze ihrer Mannschaften gefallen und die Truppen warteten nur auf einen neuen Führer, um den Angriff gegen die furchtbar verschanzte Vorstadt zu erneuen. Da erschien der Erzbischof. Viele, die ihn erblickten, fielen auf die Kniee, um seinen Segen zu empfangen; Offiziere, Nationalgardisten und Bürger umringten ihn und stellten ihm wiederum die die Gefahr seines Weges vor.

„Ein guter Hirte opfert sein Leben für seine Heerde," erwiederte er den Warnern mit sanftem Lächeln. „Ich bringe Gott ein kleines Opfer, indem ich ihm das bischen Zeit, das mir noch zu leben bleibt, darbiete; glücklich, wenn ich das Blutvergießen meiner Kinder verhindern kann."

Die Warner schwiegen vor diesem Muth der Menschenliebe, nur ein Nationalgardist rief tiefbewegt aus: „Möge Gott Ihren Willen erhören und Frankreich retten!"

Ein grüner Friedenszweig wurde dem Erzbischof vorangetragen, der von den Aufständischen an der ersten großen Barrikade mit hoher Achtung empfangen wurde. Aber, o Himmel, welcher Anblick wurde dem frommen Manne! Das Aussehen der Vorstadt St. Antoine war unbeschreiblich. 64 Barrikaden erhoben sich von dem Bastillenplatz bis zu der Barrière du Trône. An den Mauern erblickte er rothe Anschläge folgenden Inhalts: „Zu den Waffen! Wir wollen die demokratische und sociale Republik! Wir wollen die Souveränität des Volkes! Seit zwei Tagen sind bereits zahlreiche Demokraten in die Straße hinabgestiegen. Indem wir die Republik vertheidigen, vertheidigen wir das Eigenthum.

Wenn wir besiegt werden, schwören wir alle, unter den verbrannten Ruinen der Vorstadt St. Antoine zu sterben! Denkt an Eure Weiber, an Eure Kinder, und Ihr werdet Alle kommen!“

Aber auch zwischen diesen Schrecken verzagte der muthige Prälat nicht, sondern ging rüstig an sein versöhnendes Werk. Da, ein Trommelzeichen — man weiß nicht, was es bedeutet — aber ferner stehende Truppen betrachteten es als das Zeichen zum neuen Angriff — die gegenseitige Erbitterung duldet kein langes Besinnen — Schüsse krachen los — der Erzbischof sinkt getroffen zu Boden — eine Kugel hat den Mann des Friedens in den Rücken getroffen.

Furchtbare Verwirrung folgte dieser Scene. Mehrere Vertheidiger der Barrikade stürzten hinzu, dem Erzbischof zu Hilfe und sanken, von neuen Kugeln getroffen, neben ihm nieder. Andere liefen herbei, rafften den verwundeten Prälaten auf und trugen ihn fort.

Das Feuer der Soldaten war so arg, daß einem dieser Träger der Kittel von mehreren Kugeln durchbohrt wurde und des Erzbischofs treuer Diener Pierre eine schwere Schußwunde erhielt. Man trug den verwundeten Erzbischof in das Haus eines Möbelhändlers, wo ihm auch der erste Verband angelegt wurde.

Die Verzweiflung der Aufständischen war herzzerreißend. „Das ist der Finger Gottes,“ riefen sie, „wir sind verloren!“

Später wurde der Verwundete zu dem Geistlichen des Hospitals Quinze-Vingt gebracht, wo ihm die Hilfe eines erprobten Arztes zu Theil wurde. Eine zahlreiche Menge

begleitete ihn auf diesem Wege, und so groß war der Einfluß, den dieser Mann ausgeübt hatte, daß alle diejenigen, welche ihn gehört und sich ihm genähert hatten, während der Nacht bei ihm wachen wollten und sich weigerten, zum Kampfe zurückzukehren. Die Barrikaden verloren dadurch manchen Vertheidiger.

„Sprechen Sie aufrichtig," sagte der Erzbischof zu seinem Großvicar Jacquemont, der schmerzbewegt an seinem Lager stand, „ist meine Wunde gefährlich?"

Dieser war nicht im Stande zu antworten, er bejahte nur durch ein stummes Zeichen die Frage.

Mild und ergeben bereitete sich der Erzbischof jetzt zu seinen religiösen Pflichten vor. Der Sterbende litt furchtbare Qualen, und er vermochte nicht mehr dieselben ganz zu verbergen. Aber niemals beherrschten ihn seine Schmerzen so, daß er der Außenwelt vergessen und gezweifelt oder gewankt hätte. Die kämpfenden Arbeiter beschäftigten ihn besonders.

„Sagt ihnen, daß ich sie beschwöre, die Waffen niederzulegen, diesen gräßlichen Kampf zu beenden und sich der Regierung zu unterwerfen, die wird sie sicher nicht verlassen. Wenn man ihnen in Paris keine Arbeit verschaffen kann, wird man ihnen anderswo welche geben; rathet ihnen zu ihrem eigenen Wohle, sie sollen sich entschließen, abzureisen."

Hunderte kamen herbei, um einen Augenblick an des Erzbischofs Schmerzenslager zu knieen, und die allgemeine, schmerzreiche Liebe, welche man ihm weihte, erheiterte sichtlich seine Seele.

„Man wird mir auch nach meinem Tode Lob spenden, das ich so wenig verdient habe,“ sagte er bescheiden, manchen Ausbruch zurückweisend.

Leider mußten sich die, welche so sehnlich wünschten, dieses schöne und wahrhaft christliche Leben erhalten zu sehen, überzeugen, daß jede Hoffnung dieser Möglichkeit entschwand. Der Erzbischof empfing die letzte Oelung. Darauf segnete er seine Diener und bat sie in bewegten Worten um Verzeihung, wenn er sie während ihrer Dienstzeit zuweilen durch Heftigkeit beleidigt habe. Man hörte nichts als Schluchzen rings umher.

Mitternacht kam und der Kranke litt furchtbar.

„Es giebt keinen Schmerz, der dem meinigen gleiche,“ seufzte er, „o möge der Frieden Gottes mit uns Allen, möge er mit dem Volke sein in Ewigkeit!“

Am folgenden Morgen brachte man den Sterbenden in seinen Palast. Er ruhte auf einer Sänfte — seine Schmerzen hatten nachgelassen und seine guten Augen hingen an den Volksmassen, die ihn begleiteten.

Umsonst versuchten im erzbischöflichen Palaste noch einmal die Aerzte und Chirurgen ihre Kunst, um das schwindende Leben zu erhalten — es blieb umsonst. Des Kranken Kräfte schwanden über Nacht mehr und mehr, und am Morgen des 29. Juni mußte man jeden Augenblick seinem Abscheiden entgegensehen.

„Ich sterbe,“ flüsterte er mit erlöschender Stimme, „aber ich bin glücklich, wenn mein Blut das letzte ist, das vergossen wird.“

Wenige Augenblicke nachher hauchte der Märtyrer der Menschenliebe den letzten Lebensodem aus.

Der Kampf war unterdessen mit der Niederlage der Aufständischen beendigt worden, und unter dem Schutze des wiederhergestellten Friedens wurde die Leiche des Erzbischofs am 7. Juli in der Kirche Notre-Dame unter der allgemeinsten Betheiligung der Bevölkerung beigesetzt.

Dort schlummert er nun, der edle und hochgelehrte Erzbischof August Denis Affre, aber seine Liebesthat bleibt unvergessen, und herrlicher als das erhabenste Ehrendenkmal, das Menschenhand ihm stiften konnte, wölbt sie sich über seiner Gruft zum Gedächtnißtempel dieses Märtyrers der Menschenliebe.

Deutsche Opfer.

Wien war ruhig, während Fürst Windischgrätz Prag wie eine Rebellenstadt bombardirte, und während in Ungarn drohende Gewitterwolken aufstiegen, die bei der schon wieder vielmehr zur Reaction neigenden, als zu Concessionen bereiten Stimmung des österreichischen Hofes einen völligen Bruch zwischen Ungarn und Oesterreich ankündigten. Wien blieb bei alledem ruhig, um die aus seinem Weichbilde nach Innsbruck heimlich entflohene kaiserliche Familie zur Rückkehr in die Hauptstadt zu bewegen. Die Entscheidung in den wiener Verhältnissen lag noch immer in den Händen der akademischen Legion und eines Sicherheits-Ausschusses. Die Wahlen zu der constituirenden National-Versammlung fanden statt, und die Versammlung wurde am 22. Juli durch den Oheim des Kaisers, Erzherzog Johann, eröffnet. Am 12. August traf dann auch Kaiser Ferdinand wieder in Wien ein, nun aber zu spät für die früheren dringenden Bitten der Wiener, als daß er noch einen herzlichen Empfang hätte erwarten können.

Die Ereignisse in Ungarn schritten vorwärts. Die Beschlüsse des pester Reichstags, in welchem Ludwig Kossuth seine glühenden Reden hielt, fanden in Wien bloß ein zähes

Versagen. Die Ungarn versuchten vergebens alle Mittel, um eine Verständigung zu erzielen. Kossuth setzt es durch, daß im September eine eigene ungarische Abordnung nach Wien reiste, um den Kaiser nach Pest einzuladen, zum Zwecke der Versöhnung Ungarns mit dem Kaiserhause. Aber die kaiserliche Familie zitterte ja sogar in Wien angsterfüllt und traute den Ungarn zu, daß eine Reise des Kaisers nach Pest gleichbedeutend sein würde mit Gefangenschaft in Ungarn. Der Absolutismus ist mißtrauisch, und weil seine eigene Stütze die Gewalt ist, so fürchtet auch er überall die Gewalt. Noch eine andere ungarische Deputation sollte mit der in Wien tagenden National-Versammlung verhandeln, damit dieselbe die Vermittlerrolle zwischen Ungarn und dem Kaiserhause übernehme. Allein die wiener Versammlung begriff so wenig die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens und die Solidarität der Interessen unter nach Freiheit strebenden Völkern, daß sie in feiger Unentschlossenheit, und um es nur ja nicht mit dem Hofe zu verderben, es nicht einmal wagte, der ungarischen Deputation Gehör zu geben. Dieselbe mußte unverrichteter Sache von Wien wieder abreisen! Nun ließ der Bruch zwischen Ungarn und dem Kaiserhause auch nicht mehr auf sich warten. Der berüchtigte Banus Jellachich von Croatien sollte den Windischgrätz für Ungarn spielen. Derselbe wurde zum kaiserlichen Stellvertreter in Ungarn mit unbeschränkter Vollmacht ernannt und das Land unter Kriegsrecht gestellt. Die Bekleidung eines Croaten mit der Dictatur über Ungarn erschwerte in den Augen der stolzen Magyaren die geschehene Rechtsverletzung noch durch den

bitterſten Hohn. Von da an war der Bruch unheilbar geworden, blieb er nur durch Blut wieder zu kitten. Der ungariſche Reichstag proteſtirte gegen das kaiſerliche Manifeſt, erklärte daſſelbe mit Hinweis auf die ungariſche Verfaſſung für ungiltig und befahl, den Banus für den Fall, daß er aufgegriffen würde, als Hochverräther zu behandeln. Der Heldenkampf der Ungarn gegen Oeſterreich begann damit und wuchs an Erbitterung, je mehr Kräfte das in Deutſchland und Italien ſiegende Oeſterreich gegen Ungarn zu entfalten in die Lage kam. Den Thronwechſel in Oeſterreich erkannte Ungarn gar nicht an, und die öſterreichiſche Geſammt-Staats-Verfaſſung vom 4. März 1849, welche auch die uralte ungariſche Conſtitution aufhob, beantwortete der Reichstag in Ungarn auf Koſſuth's Antrag mit der Thronentſetzung des Hauſes Habsburg-Lothringen für Ungarn, wegen Verrath, Meineid und offener Feindſeligkeit gegen Ungarn, und mit ſeiner Verbannung aus dem Lande. Ungarn erklärte ſich für ſelbſtſtändig und ſetzte Ludwig Koſſuth zum Gouverneur ein, mit der Ermächtigung, ein verantwortliches Miniſterium zu bilden. Der am 3. October 1848 vom Kaiſer Ferdinand zum Dictator über Ungarn ernannte Banus Jellachich hatte ſich die Sache freilich anders gedacht. Er hatte damals kühn geſchworen, daß er am 19. October den Namenstag des Kaiſers Ferdinand in der ungariſchen Hauptſtadt feiern wollte, und maſſenweis poste restante an ihn adreſſirte, in Peſt einlaufende Briefe bezeugten, wie ſicher die Reaction damals ihres Zieles zu ſein glaubte. Es ſollte aber freilich doch noch mancher Tropfen die Donau hinabrollen, bis dieſes

Ziel mit Hilfe eines russischen Hilfsheers und durch Görgey's verrätherische Waffenstreckung, deren Makel alle seine Vertheidigungen nicht von ihm wegnehmen konnten, erreicht wurde . . .

Gleich nach dem erfolgten Bruche zwischen Ungarn und dem Kaiserhause sollte ein Theil der wiener Besatzung nach der ungarischen Grenze vorrücken, um den dort begonnenen Aufstand niederschlagen zu helfen. Allein ein Bataillon Grenadiere sträubte sich, gegen die Ungarn zu marschiren und verweigerte offen jeden Gehorsam. Cavallerie wurde herbeigerufen, um das Bataillon zum Abmarsch zu zwingen, doch erhielt dasselbe Unterstützung von Studenten, Arbeitern und Nationalgardisten. Aus dem Widerstande entspann sich ein hitziges Gefecht an der Taborbrücke; das Volk nahm dabei immer heftiger und in größern Massen Partei, und die Soldaten geriethen in Nachtheil. Zwei höhere Offiziere wurden getödtet und mehrere Kanonen vom Volke genommen. Das Gefecht drohte zum völligen Aufruhr zu werden, der wie ein Lauffeuer weitergriff. Ein Theil der Nationalgarden stand zum Volke, ein anderer bereit, die Regierung zu schützen. Von den erstern eilten eine Schaar zum Stephansdome, um auf dessen Thurme die Sturmglocke zu läuten und dadurch die Landschaft zu alarmiren. Andere Nationalgarden wollten dieses verhindern. Nationalgarden stießen dabei mit Nationalgarden kämpfend aufeinander — im Dome selbst tobte der Kampf und das Heiligthum wurde mit Blut befleckt . . . Der Aufruhr stieg von Minute zu Minute. Das Militär wurde überall angegriffen, und ein allgemeiner Kampf auf

Tod und Leben hing an einem Haar ... In diesem bedenklichen Augenblicke, wo Reichstag und Minister rathlos berathschlagten, gaben die letztern der Forderung des ersten nach, die Truppen aus der Stadt zu entfernen, wogegen sich der Reichstag verpflichtete, die Minister vor Gewalt zu schützen. Zehntausend Mann Soldaten verließen unter Führung des Grafen Auersperg die Stadt; aber der Reichstag vermochte den Ministern leider sein Wort nicht zu halten. Das Volk wollte in seiner Wuthentfesselung ein Opfer haben — und der über alles verhaßte Kriegsminister Latour fiel als solches. Vergeblich suchten Reichstags-Abgeordnete und Nationalgardisten den bedrohten Mann vor einer wüthenden Rotte zu schützen; dieselbe drang wüthend auf ihn ein, von den Furien der Rache getrieben, ermordete ihn mit Hammerschlägen und Messerstichen, verstümmelte noch den blutigen Leichnam und hängte ihn endlich an einen Laternenpfahl. Ein zugleich ekles und schmerzvoll trauriges Stück aus dem Jahre des Völkerfrühlings — die tragische Schuld in der wiener Erhebung, deren in sinnloser Wuth einer erregten Pöbelrotte geschehene That an den Edelsten und Besten des Volkes mit kühler Ueberlegung und grausamer Tyrannei später furchtbar blutig gerächt werden sollte.

Der Reichstag machte vergeblich die größten Anstrengungen, um die Ruhe der Stadt wiederherzustellen. Er erließ beruhigende Proclamationen an die Bevölkerung, wies die Direction der Nordbahn an, keine Truppen mehr nach der Hauptstadt zu befördern, und ließ durch den Telegraphen in alle Provinzen melden, daß der Reichstag die Garantie

für die Ruhe Wiens übernähme. Ein aus zehn Mitgliedern bestehender Sicherheitsausschuß wurde von der Versammlung eingesetzt und begann sein Wirken. Er konnte jedoch die Fortdauer des Kampfes nicht hindern. Das Volk wollte sich in den Besitz des kaiserlichen Zeughauses setzen, welches zwar lange und tapfer von seiner Besatzung vertheidigt wurde, aber schließlich doch übergeben werden mußte, weil das Gebäude aus den vom Volke an der Taborbrücke eroberten Kanonen in Brand geschossen wurde. Es wurde auch dabei wieder die Sicherheit des Eigenthums zugesagt, allein das Volk blieb nicht zu zügeln, sondern stürmte sofort nach der Uebergabe des Zeughauses auf die großen aufgespeicherten Waffenvorräthe. Ein gut kaiserlicher Augenzeuge schildert die nun folgende Scene mit einer fast komisch wirkenden Entrüstung: „Alles, was vorgefunden wurde, betrachteten die Proletarier als Beute. Alte und neue Waffen, brauchbare und unbrauchbare, wurden weggeschleppt. Das Stehlen ging so weit, daß Weiber alle Handwerkszeuge, Schürzen voll Feilen der Büchsenmachergesellen an sich nahmen; Flintenschäfte wurden zum Verbrennen weggetragen. Erst nachdem diese schändliche Plünderung mehrere Stunden gedauert hatte, fiel es der Nationalgarde ein, die Straßen zum Zeughause abzusperren und nur Garden und Legionäre durchzulassen, damit die doch nach Wunsch wählen konnten. Man sah Buben von kaum zehn Jahren mit langen Reiterpistolen, fast jeden Proletarier mit einem neuen Gewehre, Studenten mit Kürassen, Arbeiter mit Pickelhauben und Partisanen. Schon im Laufe des Nachmittags konnte man für fünf bis

sechs Zwanziger die schönsten Stutzen mit Haubajonnetten haben und am Abende wurden solche sogar mit 40 kr. C. M. und einem Gulden erhandelt." Schrecklich! Kein Pfaffe kann um die Entweihung der Hostie in größere Entrüstung gerathen, als es hier um die Entweihung des Militärgötzen geschieht. Die wiener Nationalgarden hatten aber in diesen Stunden der Verwirrung wirklich anfänglich Wichtigeres zu thun, als dafür zu sorgen, daß nicht etwa ein paar Flintenschäfte als Brennholz in die Küche wanderten. Denn schon waren im allgemeinen Krankenhause über 90 Leichen abgeliefert worden, außer zahlreichen Verwundeten — später hat man die Opfer des beklagenswerthen Kampfes als 174 vom Volke und 142 vom Militär festgestellt. Wie mancher Vater, wie mancher hoffnungsvolle Sohn war dabei, wie manche Stütze des Alters verblutete da! Kam doch, um bloß eines halb komischen und doch so tief tragischen Beispiels zu gedenken, ein altes Mütterchen mit einem Paar Hosen auf die Aula und fragte, wo ihr Sohn sei? Der Schlingel habe heute bei der Katzbalgerei seine Sonntagshosen angezogen . . . Sie fand den Schlingel in seinen Sonntagshosen als Leiche wieder.

Die kaiserliche Familie hatte bei der ersten Nachricht vom Wiederausbruche der Revolution in Wien Schönbrunn verlassen und schlug unter starker Besatzung den Weg nach Olmütz ein. Ein kaiserlicher Nothschrei rief den Fürsten Windischgrätz aus Prag zur Hilfe herbei. Das war der rechte Mann mit dem rechten Hasse gegen die „bürgerliche Canaille," um die Rebellen zu züchtigen. Hatte er doch offen

erklärt: „Die Vorsehung hat „uns" berufen, der Revolution entgegenzutreten!" Graf Auersperg hatte sich mit seinen 12,000 Soldaten in der Nähe von Wien gehalten und erwartete von Böhmen her die Armee des Fürsten Windischgrätz, von Ungarn her den Banus Jellachich mit seinen Croaten, dem es sehr gelegen kam, seine bei Velencze gegen die Ungarn (29. September) erlittene Niederlage durch einen Zug gegen das rebellische Wien vertuschen zu können. Wien wurde so nach und nach vollständig von der übrigen Monarchie abgeschnitten und sah sich mit seinen 100,000 in buntester Weise bewaffneten Männern auf sich selbst angewiesen. Schon am Morgen des 13. October erblickte man vom Stephansthurme aus die Vorboten der Croaten bei Sömmering auf dem Lagerberge — der Banus hatte die Verbindung mit Auersperg bereits bewerkstelligt. An demselben Tage, an dem man sich auch in Wien zur ernsten Vertheidigung vorbereitete, wählten die Nationalgarden in Wien den braven Wenzel Messenhauser zu ihrem Obercommandanten.

Der Reichstag hatte eine Deputation nach Olmütz an den Kaiser gesandt, die einen wahrheitsgetreuen Bericht über die wiener Ereignisse erstatten und einen internationalen Völkercongreß beantragen sollte; allein dieselbe gelangte nicht einmal zur Audienz. An der deutschen Grenze stand eine ungarische Armee und wartete auf den Ruf des österreichischen Reichstages in Wien, um diese Grenze zu überschreiten und Hilfe zu bringen — allein der Reichstag konnte sich trotzdem nicht zu diesem rettenden Schritte ermannen, weil er noch immer nicht offen mit dem Hofe brechen wollte, sondern, trotz

der schnödesten Abweisung von dorther, fortfuhr, nach Olmütz hin zu unterhandeln. Die drohende Reaction benützte dagegen ihre Zeit um so besser. Fürst Windischgrätz nahte mit seiner Armee in Eilmärschen. Ein kaiserliches Manifest hatte ihn am 16. October zum Oberbefehlshaber über sämmtliche Truppen des kaiserlichen Heeres, mit Ausnahme der in Italien stehenden, ernannt, mit der vollen uneingeschränkten Macht, nach eigenem Ermessen „alle militärischen Maßregeln zu treffen, in kürzester Frist Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, um das Reich aus der drohenden Gefahr zu retten und den Völkern Oesterreichs die Aussicht auf eine bessere Zeit zu eröffnen." Man sah, daß die Katastrophe unvermeidlich wurde. Der deutsche Reichsverweser, Erzherzog Johann, sandte zwar auch zwei Abgeordnete aus der deutschen Reichsversammlung, Welcker und Mosle, ab, um zwischen Wien und dem Kaiser zu vermitteln. Dieselben trafen auch in Stammersdorf den Dictator Windischgrätz und boten sich ihm zur Friedensunterhandlung an, damit ein Blutvergießen vermieden werde. Allein hochmüthig und höhnisch fuhr Windischgrätz die deutschen Abgeordneten an: „In Wien kann selbst der Kaiser von Oesterreich jetzt nichts thun nach den Vollmachten, die er mir gegeben; haben Sie ein besseres Recht, sich einzumischen? . . . Mit Rebellen unterhandle ich nicht." Die Friedensboten zogen trotzdem weiter, um beim Kaiser selbst ihr Heil zu versuchen. Sie fanden am Hofe zu Olmütz zwar freundliche Aufnahme, aber kein Gehör — und Fürst Windischgrätz schleuderte am 20. October den Belagerungszustand über Wien. Dort rüstete man

sich zur umfassendsten Vertheidigung. Den älteren Nationalgarden wurde die Vertheidigung der Stadt übertragen und die jüngeren wurden in festen Sold genommen, um unter Führung des kühnen polnischen Generals Bem „die Truppen, welche sich gegen den hohen Reichstag empört hatten,“ zu bekämpfen. Diese hohe Versammlung tagte nämlich noch immer weiter, obgleich ihre Reihen sich schon mannichfach gelichtet hatten; dagegen hielten die meisten der in den letzten Wochen nach Wien gekommenen Demokraten, vor allen Dingen die beiden deutschen Parlaments-Mitglieder Robert Blum und Julius Fröbel, treulich Stand, nachdem ihre Rückreise nach Frankfurt schon durch die Ereignisse unmöglich geworden war. Als eine kaiserliche Ordre am 22. October den Reichstag von Wien hinweg nach Kremsier berief, da weigerten sich die Mitglieder desselben, dem Rufe Folge zu leisten, sondern erklärten alle von Windischgrätz getroffenen Maßregeln für ungesetzlich.

Fürst Windischgrätz aber scheerte sich freilich den Teufel um die Stimme des Reichstags. Er hielt jetzt mit 80,000 Mann Soldaten die Stadt umstellt, und bereits täglich fanden Gefechte statt. Die Nationalgarden in der Stadt Wien wurden von Messenhauser befehligt, während der kühne Pole Bem die schwierige Aufgabe übernommen hatte, die äußere Linie gegen den Andrang der Kaiserlichen zu schützen. Ein Oberst Jelowicki befehligte die Artillerie. Es waren zwar viele tüchtige Barrikaden gebaut worden, allein im Ganzen boten die Vertheidigungswerke gegen einen Massenangriff regulärer Truppen doch immer nur ungenügenden Schutz.

Nachdem schon seit Tagen geplänkelt worden war, begannen am 23. October die Kanonen der Belagerer ein ernstes Wort zu sprechen. An der hernalser Linie erlebten die wackeren Vertheidiger ein komisches und rührendes Beispiel von Pflichttreue. Als die Geschütze der Belagerer von Ottakring herüberspielten, eilte ein Dienstmädchen athemlos auf den Wall, woselbst dasselbe Wäsche zum Trocknen aufgehangen hatte. Laut scheltend auf den Windischgrätz und das „dumme Herschießen," nahm sie mitten im Kugelregen ihre Wäsche ab, während die zuschauenden Bürgerwehrleute ihrem heldischen Thun lachenden Beifall spendeten . . . Aber die Zeit des furchtbaren Ernstes brach jetzt auch furchtbar herein!

Am 24. October erschien das Ultimatum des Fürsten Windischgrätz. Dasselbe forderte: 1) Binnen 48 Stunden Ablieferung aller Waffen. 2) Auflösung aller bewaffneten Corps, Schließung der Aula, Auslieferung der Häupter der akademischen Legion nebst 12 anderen Studenten als Geißeln. 3) Die ferner auszuliefernden Individuen werden seiner Zeit näher bezeichnet werden. 4) Alle Zeitungen mit Ausnahme der „Wiener Zeitung" sind aufgehoben. 5) Alle Ausländer, die sich nicht ausweisen können, werden aus der Stadt entfernt. 6) Alle Clubs sind geschlossen. 7) Wer des Aufruhrs überwiesen oder mit den Waffen in der Hand gefangen wird, verfällt dem Standrecht. Diese wahrhaft türkischen Bedingungen schienen denn freilich expreß zur Unannehmbarkeit gemacht zu sein, um den Croaten und Czechen das Vergnügen der Eroberung von Wien nicht zu verderben. Hatte doch, wie der ehrliche Dunder in seiner Denkschrift mittheilt, ein

Oberst seiner Jägercompagnie speciell anempfohlen, „sobald sie nach Wien kämen, das Kind im Mutterleibe nicht zu verschonen . . .“

Also Ergebung auf Gnade oder Ungnade? Nein! schrieen einstimmig die Vertheidiger von Wien, nein, eher sterben, als die Gnade eines Windischgrätz!

Messenhauser erließ eine Proclamation, in welcher er seinen „Mitbürgern“ zurief: „Nie hat ein übermüthiger Brennus sich in so schauerlichem Hochmuth als Feind des ganzen Menschengeschlechts erklärt. Nie sind die gerechten Wünsche und Ansprüche eines mündigen Volkes erbarmungsloser in den Staub getreten worden. Das sanfteste Gemüth, der sorgloseste Träumer, der armseligste Gedankenmensch muß über eine solche Sprache mit brennendem Zorn und unauslöschlicher Entrüstung erfüllt sein. Mitbürger! Auch ich erkenne in der Sprache des Fürsten Windischgrätz als einzelnes Individuum einen Verrath, eine Sünde gegen die Natur. Was müssen meine Empfindungen als derjenige sein, der von dem hohen Reichstage mit dem Auftrag betraut worden, unsere herrliche Stadt, zur Zeit die merkwürdigste des ganzen Erdkreises, gegen einen solchen Feind in Vertheidigungszustand zu setzen? Mitbürger, urtheilt!“

Auch dieser „hohe“ Reichstag selbst that es nicht ohne eine Gegen-Proclamation auf die Forderungen des Dictators vor den Thoren. Er legte in derselben dar, daß das Benehmen des Fürsten Windischgrätz mit den Worten des Kaisers in offenem Widerspruch stehe, daß es nicht nur die vom Kaiser sanctionirten constitutionellen, sondern alle Bürger-

und Menschenrechte aufhebe und daher ebenso sehr gegen die Rechte des Volkes, wie gegen den constitutionellen Thron feindselig sei . . .

Wie der Tod und Verderben dictirende Windischgrätz in Hetzendorf ingrimmig mag gelacht haben, als er diese Ergüsse über Recht und Gesetz vor die Augen bekam! Am nämlichen Tage ließ er den Wienern das Trinkwasser abschneiden, und am 26. October geschah der Angriff gegen die Stadt von allen Seiten zugleich. Die Vertheidiger zeigten sich überall tüchtig und die Soldaten hatten weniger leichtes Spiel, als sie gehofft hatten, aber umsomehr Verluste. An der Sophienbrücke kämpfte Robert Blum mit unerschrockenem Sinne, und auch die Studenten zeigten überall Kaltblütigkeit und guten Muth. Trotzdem die sicher treffenden Jäger ihre schlimmsten Feinde waren, reizten sie dieselben noch mehr an, indem sie eine ausgestopfte Studentenfigur über dem Wall erscheinen ließen, die bei jeder Salve der Jäger höhnische Sprünge machte, bis dieselben endlich die Ursache der Unverwundbarkeit ihres Feindes erkannten. Allein das Resultat des Tages blieb schließlich für die Vertheidiger doch ein sehr schlimmes. Am Abend hielten die Truppen die Brigittenau und den Prater in ihrer Gewalt und hatten die Vertheidiger Wiens in die inneren Vorstädte zurückgedrängt.

Wer aber geglaubt hätte, Fürst Windischgrätz werde nun die errungenen Vortheile sofort energisch weiter verfolgen, der irrte sich. Die Vertheidiger, selbst Weiber und Kinder hatten unter Leitung von Technikern die ganze Nacht hindurch an Barrikaden gearbeitet, allein der 27. October blieb ruhig. Aber

am 28. wurde schon in aller Frühe Generalmarsch geschlagen, und alle Bewaffneten eilten auf die Vertheidigungsposten. Aus den zunächst bedrohten Vorstädten rannten viele Bewohner über das Glacis der inneren Stadt zu, um sich in Sicherheit zu bringen. Lastträger und Wagen waren nicht zu bekommen, also quälte sich ein Jeder selbst ab unter der Last seiner werthvollsten Habe. Ein altes Ehepärchen erregte dabei allgemeine Heiterkeit. Der wohlgenährte und vornehm gekleidete männliche Theil desselben trug einen Papagei, seine Ehehälfte einen fetten Mops. So keuchten sie beide athemlos daher und retteten sich und das liebe Vieh in die Stadt hinein...

Kurz nach 10 Uhr gab draußen ein Kanonenschuß das Signal zum Angriff. Gleich darauf brach eine so furchtbare Kanonade rings um die ganze Stadt los, daß man vor ihrem Donnern kaum das Geheul der Sturmglocken vernahm, die jeden der noch zögernden Kämpfer auf seinen Platz riefen. Die Kaiserlichen ließen ihre 280 Geschütze wirken. Mit Paßkugeln versuchten sie Breschen in die Wälle zu schießen, die Vorstädte wurden mit allen Arten Geschossen überschüttet, selbst mit Brand-Raketen, so daß bald hier, bald dort Feuersbrünste emporloderten, um die sich im Augenblick kein Mensch kümmern konnte.

Die Vertheidiger vermochten trotz ihres Heldenmuthes der Uebermacht nicht zu widerstehen. Das Resultat des heißen und blutigen Tages war der Rückzug in die innere Stadt. Wehklagende Weiber wälzten sich aus Furcht vor den Croaten mit ihnen hinein, während Kanonenschüsse von den Thoren diesen wilden Rückzug deckten, damit die Kaiserlichen

nicht mit den Flüchtenden zugleich in die innere Stadt dringen könnten. Die einbrechende Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Zahllose Feuersbrünste färbten den Himmel mit düsterer Gluth — Wien sah, nach dem Ausspruche eines Augenzeugen, aus, „als wäre es unter eine rothe Glasglocke gestellt." Die vor den Thoren der Stadt sich zum letzten Kampfe rüstende rothe Reaction befand sich also in der besten Beleuchtung . . .

Dieser Nacht der Schrecken folgte ein schöner klarer Herbsttag, ein Sonntag. Aber kein Glockengeläute rief heute die Gläubigen zur Andacht. In allen der Gefahr des Angriffs zunächst ausgesetzten Stadttheilen wehten weiße Fahnen, die Zeichen der Ergebung. Zum Kampfe kam es nirgends mehr — Friedhofsstille herrschte im Vergleich zum vorigen Tage. Nach den von den kaiserlichen Truppen schon errungenen Erfolgen war das Ende eines weiteren Kampfes mit mathematischer Sicherheit zu berechnen. Messenhauser setzte dem Gemeinderath die Unmöglichkeit einer längeren Vertheidigung der Stadt auseinander und rieth zur Uebergabe und Entwaffnung der Garden. Unter dem sich unwiderstehlich aufdrängenden Bewußtsein von der Unmöglichkeit, die Stadt länger zu halten, bei dem Mangel an Lebensmitteln und Munition und der stündlich ärger drohenden Stimmung des Proletariats kam der schwere Beschluß zu Stande, die Stadt zu übergeben. Eine Abordnung wurde in das Lager hinaus zum Fürsten Windischgrätz gesandt, um von demselben die Gewährung „halbwegs menschlicher Bedingungen" zu erhandeln. Die Nachricht von diesen Vorfällen übte im Volke

eine sehr verschiedene Wirkung aus. Viele segneten den Beschluß, als den einzigen noch heilsamen, Andere verwünschten ihn und besonders seinen Urheber, den „Verräther" Messenhauser. Die Deputation hatte unterdeß eine Audienz beim Feldmarschall. Zwölf Stunden Waffenruhe wolle er geben, erklärte derselbe barsch und bündigerweise, unter der Voraussetzung, daß kein Angriff auf seine Truppen stattfinde. Uebrigens erwarte er noch im Laufe des Tages die Unterwerfung der Stadt . . . Die Fürsprache eines Deputirten für die Erhaltung der Studentenlegion beendete der Fürst mit dem heftig hingeworfenen: „Nein, diese Rotzbubenwirthschaft muß aufhören!"

Auch der Vormittag des 30. October verging ruhig. Schon wurden unter allerlei Vorwänden die Kanonen von den Basteien abgeführt. Am Morgen war die Capitulation mit Windischgrätz zu Stande gekommen. „Ich werde Alles thun, was sich mit meiner Ehre und mit meinem Gewissen verträgt," das blieb das einzige Zugeständniß, welches die Unterhändler von dem hartherzigen Sieger erflehen konnten, während dieser selbst stolz nach Olmütz berichtete: „Wien hat sich unbedingt unterworfen; die kaiserlichen Truppen besetzen heute die Stadt." So glatt sollte es aber doch noch nicht abgehen. Gegen Mittag durchlief Wien die Nachricht: die Ungarn kommen! Kanonendonner, der aus der Ferne herübertönte, weckte neue Siegeshoffnung in den bedrückten Gemüthern, die schon niedergelegten Waffen wurden wieder aufgenommen. Messenhauser beobachtete vom Stephansthurme aus das Gefecht. Die Ungarn waren bis Schwechat vorgedrungen

und schienen anfänglich mit Glück zu kämpfen; allein nur zu bald schlug der Kampf zu ihrem Nachtheile um. Eine Anzahl Arbeiter drangen auf den Thurm und forderten Abdankung von Messenhauser, weil er durch die Capitulation ihr Vertrauen verloren habe. Während seine Augen noch die sich zurückziehenden Ungarn verfolgten, erwiderte er ruhig: „Es wäre gegen mein Gewissen, den Kampf fortzusetzen, da an Erfolg nicht mehr zu denken ist . . ." „Zu den Waffen! Auf die Basteien!" tönten dagegen die Rufe aus den Straßen herauf. Bewaffnete Bürger und Arbeiter durcheilten nach allen Richtungen die Stadt. Messenhauser dankte angesichts dessen ab und Fenneberg trat als Commandant an seine Stelle.

Die Ungarn zogen sich ohne weitere Kampfversuche wieder auf ihr eigenes Gebiet zurück. Die Wiener schalten auf sie, daß sie ihnen nicht nachdrücklichere Hilfe gebracht hätten. Die Ungarn hingegen haben über die Wiener geklagt, daß dieselben keinen Ausfall gemacht hätten, denn dann wäre ihr Sieg gewiß gewesen. Fürst Windischgrätz aber, der dem Treffen bei Schwechat aus der Ferne zusah, sagte, als er in seinem Rücken nochmals die Kanonen von den Basteien Wiens donnern hörte: „Jetzt muß die Stadt bombardirt werden und Messenhauser wird hängen . . ."

In Wien ging es in der Nacht vom 30. zum 31. October stürmisch her. Die am 6. October zum Volke übergegangenen Soldaten wußten, welches Schicksal ihnen die Kriegsgesetze zudictiren würden, wenn sie in Gefangenschaft gerathen sollten. Sie beschlossen sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen und sich schließlich lieber gegenseitig zu erschießen.

Ihnen schlossen sich viele Arbeiter an. Von den hohen Basteien herab, auf denen wiener Bürger einstmal so erfolgreich den kolossalen Kugeln der Türken Trotz geboten hatten, wollten sie den Widerstand fortsetzen. Vergeblich bot der Gemeinderath, den der Bruch der Capitulation und die Drohungen Windischgrätz's für diesen Fall mit Schrecken erfüllte, denjenigen, welche die Waffen niederlegen würden, ansehnliche Geldbelohnung an — diese armen Leute ahnten zu richtig, daß man sie als Gefangene erschießen oder unter die Soldaten stecken, die mitgravirten reichen Bürger aber frei ausgehen lassen würde.

Am 31. October gegen Mittag rückten die Croaten, ohne nennenswerthen Widerstand zu finden, in die noch unbesetzten Vorstädte, während andere Truppentheile sich zur Beschießung der inneren Stadt vorbereiteten. Die Vertheidiger von der Bastei eröffneten um 3 Uhr den Kampf mit einem Kanonenschusse, der sofort das Signal zu einem heftigen und allgemeinen Angriffe der Kaiserlichen wurde. Ein Bombardement mit Vollkugeln, Bomben, Granaten, glühenden Bällen und Brandraketen begann so furchtbar, als „bräche der jüngste Tag herein." „Es war," schreibt Füßer, „als lagerten zwanzig Gewitter über Wien; so blitzte und donnerte es mehrere Stunden hindurch." Selbst die Hofburg blieb nicht verschont. Bald erblickte man die kupferne Kuppel der ersten Bibliothek in Deutschland rothglühend, und auch aus der Kirche, in welcher die Kaisergruft sich befindet, schlugen die Flammen empor. Um $^1/_2$6 Uhr endlich wurde in dem wohl-

verbarrikadirten Burgthore Bresche geschossen und das erste Croatenbataillon brach durch dieselbe unaufhaltsam in die Stadt.

Moritz Hartmann hat in den „demokratischen Studien" als Augenzeuge eine rührende Episode der wiener October-Revolution, aus der Stunde des Bombardements, geschildert: „Auf dem Bauernmarkte hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich sehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt sahen wir, woher der Ton kam. Dieser Platz war leer und öde, wie um diese Zeit alle Gassen und Plätze; die Einwohner hatten sich in die Keller geflüchtet und hielten sich in den innersten Räumen der Häuser. Ueber den großen menschenleeren Platz schritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner vielleicht zehnjähriger Junge: der trug eine große schwarz-roth-goldene Fahne, der Alte schlug die Trommel. Er sah nicht rechts, er sah nicht links; die Bomben flogen über seinen Kopf, sie platzten vor ihm, hinter ihm; er schritt vorwärts, gemessenen Ganges und schlug den Generalmarsch, und er schlug, als wollte er eine gestorbene Welt aus dem Todtenschlafe wecken. Und der Knabe mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Wir blieben starr bei diesem Schauspiel und Thränen traten uns in die Augen. Lieber Freund, sagten wir ihm endlich, lassen Sie das; es ist alles aus. Nein, antwortete der Alte, sie müssen heraus, sie müssen noch einmal heraus: die Sache darf nicht verloren sein! So sprechend ging er immer weiter und schlug die Trommel, daß sie den Kanonendonner überhallte und der

Knabe trug ruhig seine Fahne und sah nach allen Seiten, ob sie nicht kämen. Sie kamen nicht ..."

Die einrückenden Kaiserlichen fanden in der Staatsdruckerei und an einzelnen Straßenecken eine „feierliche Verwahrung" Messenhauser's und Fenneberg's, als seien die von Seite einzelner mobiler Corps gegen die kaiserlichen Truppen begonnenen Feindseligkeiten auf Befehl des Obercommandos geschehen — der Gemeinderath werde bezeugen, daß im Gegentheil das Obercommando seit früh Morgens sich die Herstellung des Friedens und der Ruhe mit aller möglichen Energie angelegen sein ließ ..." Messenhauser hatte diese Proclamation mit gutem Gewissen unterschreiben können. Die einrückenden Truppen besetzten sofort die wichtigsten Plätze der Stadt, die sich bald vollständig in ihren Händen befand. Jeder Widerstand hatte aufgehört, und weiße Fahnen wehten aus den Fenstern.

Die wiener October-Revolution war gleichsam mit dem letzten Stundenschlage des Monats erloschen — am Morgen des 1. November bot Wien ein völlig verändertes Aussehen. Jeder ahnte, wo ein Windischgrätz als Sieger triumphire, instinctiv die dräuenden Gräuel einer blutdürstigen Rache und suchte ihnen zu entfliehen, oder sich doch vor ihren Späherblicken zu verhüllen. Von dem Stephansthurme herab hing eine ungeheure schwarz-gelbe Fahne und zahlreiche Menschen kamen auf den Straßen daher, um sie zu betrachten und die Schäden des Bombardements, vor denen wenigstens die unersetzliche Bibliothek noch gerettet worden war. Aber welches seltsam veränderte, welches friedliche, ehrsame Aus-

sehen hatten alle diese Wiener plötzlich angenommen! Verschwunden mit einem Schlage waren die Heckerbärte, die Hüte mit den Reiherfedern, die rothen oder schwarz-roth-goldenen Schärpen, verschwunden jedes an die Revolution erinnernde äußerliche Zeichen, und über den unschuldigsten Mienen von der Welt steifte sich der plötzlich neu zu Ehren gekommene französische Cylinderhut, welchen man in den vergangenen Wochen nirgends mehr gesehen hatte. Der selbst unter Schrecken nicht feiernde Volkswitz hat den Cylinderhut am 1. November 1848 in Wien ganz treffend „Angströhre" getauft . . .

Aber schon am folgenden Tage wurde es mit dem Schreckensregiment des Fürsten Windischgrätz Ernst. Vae victis! Der Bombardeur von Prag und Wien war ganz der Mann dazu, um die schwarzgelbe Rache am Schwarzrothgold zu vollstrecken — dieses Schwarzrothgold, unter dessen Wehen die Abgeordneten deutscher Nation zu Frankfurt in der Paulskirche tagten, in einem dieser volksthümlichsten Männer bis in das Herz hinein zu treffen. Das Militär sperrte alle Thore, namentlich die der inneren Stadt ab, und es gingen umfassende Haussuchungen nach Personen, Schriften und Waffen vor sich, die natürlich eine reiche Ausbeute lieferten. Der größte Theil der Zeitungen verschwand, der Rest mußte den Ton der amtlichen „Wiener Zeitung" anschlagen. Der allgemeine Schrecken verwandelte sich aber in Verzweiflung, als diese officielle Zeitung nun wochenlang fast jeden Tag officiell von „Verurtheilungen" zum Strange und „Begnadigung" zu Pulver und Blei oder zu Spießruthenlaufen bis auf den

Tod berichtete. Die Verurtheilung zu langjährigen schweren Zuchthausstrafen kamen dabei kaum in Betracht, da viele dieser „Begnadigungen“ gar nicht einmal veröffentlicht wurden. Die Verhaftungen gingen im Eifer der Rache und der Denunciationsblüthe so in das Massenhafte, daß in der ersten Woche des December nicht weniger als 1540 Personen aus der Haft entlassen werden mußten, weil sich absolut keine Verbrechen an ihnen entdecken ließen. Das Standrecht wüthete bis zum 9. Mai 1849. Dunder hat in seiner Denkschrift eine Liste der Opfer desselben gegeben. Sie enthält 145 Verurtheilungen zum „Erschießen“, „Hängen“, „Gassenlaufen“, „schwerer Kerker- und Schanzarbeit.“ 24 Todesurtheile wurden vollstreckt — allein die Zahl der Opfer, welche während der Eroberung von Wien sofort massacrirt und unmittelbar nach Einnahme der Stadt „auf hohen Befehl“ vor den Linien füsilirt wurden, wird wohl niemals actenmäßig festzustellen sein. Es ist abgeschätzt worden, daß der Verlust der Vertheidiger Wiens an Gefallenen zwischen 5—6000 betragen habe; der Gesammtverlust der Truppen dagegen ist amtlich auf 56 Offiziere, 1142 Soldaten und 70 Pferde angegeben worden.

Fürst Windischgrätz thronte, während also die Rache wüthete, in Hetzendorf. Hunderte von Weibern und Kindern zogen dort hinaus, um von dem Herzen des Dictators Gnade für ihre Angehörigen zu erflehen. Vergebliche Mühe! Er war dort mit Wachen wohl umstellt, die keinen Civilisten eintreten ließen, der nicht einen Passirschein der wiener Militärbehörde aufzuweisen hatte, und diese hinwieder hatte strenge

Ordre bekommen, Weibern und Kindern keinen Passirschein zu gewähren. So blieb der allmächtige Herr über Leben und Tod vor den Thränen der Beklagenswerthen gesichert.

Vielen der Führer des Kampfes gelang es, sich rechtzeitig zu retten, bevor das Standrecht sie erfaßte. Wohl ihnen! Robert Blum und Julius Fröbel hatten die Flucht verabsäumt, weil sie die Thorheit begingen, einem Windischgrätz gegenüber auf ihre Unverletzlichkeit als Mitglieder des deutschen Parlaments zu bauen. Im Verein mit zwei Genossen richteten sie am 3. November an die wiener Militärbehörde folgendes schriftliche Gesuch: „Die unterzeichneten Mitglieder der deutschen constituirenden National-Versammlung zu Frankfurt a. M. wurden seit dem 20. October, an welchem Tage sie Wien verlassen wollten, hier durch die Ereignisse zurückgehalten. Nach der nunmehr eingetretenen Wendung der Dinge erlauben sich die Unterzeichneten die gehorsamste Bitte um gütige Ertheilung von Passirscheinen zum Antritt der Rückreise auszusprechen, eventuell aber von Eurer Excellenz die Gnade einer Audienz sich zu erbitten, um die nöthigen Nachweisungen über Person und Eigenschaft überreichen zu können. In der Erwartung, daß Eurer Excellenz Gnade uns die Möglichkeit, unsern wichtigen Beruf wieder anzutreten, gütigst gewähren wird, zeichnen wir mit vollkommenster Verehrung Eurer Excellenz gehorsamste Abgeordnete der deutschen constituirenden National-Versammlung: Robert Blum aus Leipzig. Albert Trampusch für den Wahlbezirk Weidenau in k. k. Schlesien. Julius Fröbel für den Wahlbezirk der

Fürstenthümer Reuß jüngerer Linie. Moritz Hartmann aus Leitmeritz."

Die Antwort auf dieses höfliche Schreiben ließ nicht lange auf sich warten. Wie Freiherr von Helfert in seiner an den wichtigsten Documenten aus jener Zeit, die ihm aus Staats- und Privatarchiven zum ersten Male dienstbar wurden, reichen „Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des wiener Octoberaufstandes" mittheilt, schrieb General Cordon von der Centralcommission der k. k. Stadtcommandantur an demselben 3. November auf die Rückseite der mitgetheilten Eingabe: „Die Stadthauptmannschaft wird beauftragt, die angeblich im Hotel zur „Stadt London" wohnhaften Herren Robert Blum und Julius Fröbel in militärisch gerichtlichen Verhaft zu nehmen, unter Beschlagnahme ihrer Papiere und Effecten." Am folgenden Morgen um 6 Uhr erschienen Militär- und Polizeipersonen mit zwei geschlossenen Kutschen vor dem Hotel und verhafteten Blum und Fröbel. Im Stabsstockhaus erhielten sie eine gemeinsame Zelle, „das beste Gelaß im Hause", wie Helfert versichert, angewiesen.

Jetzt wurde den beiden Männern endlich ihre Lage furchtbar klar. Windischgrätz und Standrecht, das waren zwei Namen, die schwerlich vor etwas zurückbeben würden. Besonders Robert Blum mußte sich seiner am 20. October in der Aula an die Studenten-Legionäre, deren Uniform er selber trug, gehaltenen Rede erinnern und des höhnenden Worts, welches er im „Radikalen" auf die drohende Proclamation des Fürsten Windischgrätz geschrieben hatte: „Die goldene Regel der Nürnberger ist, daß sie Niemanden henken,

den sie nicht haben . . ." Und jetzt hatte Fürst Windischgrätz ihn und seinen Genossen Fröbel wirklich. Aber auch eines Windischgrätz Gewalt und Rachedurst, mußten sie nicht an den Gesetzen der deutschen National-Versammlung in Frankfurt scheitern? Am 30. September hatte diese in der Paulskirche tagende Versammlung ein Gesetz erlassen, welches lautete: „Ein Abgeordneter darf während der Dauer der Sitzungen ohne Zustimmung der Reichsversammlung weder verhaftet, noch in strafgerichtliche Untersuchung gezogen werden." Die Verhafteten schrieben sofort an diese National-Versammlung selbst und forderten dieselbe zur „Wahrung des in ihrer Person verletzten Reichsgesetzes" auf. Die deutsche National-Versammlung in der Paulskirche zu Frankfurt hat aber diesen Brief gar niemals erhalten. Am 7. November protestirten Blum und Fröbel schriftlich gegen ihre Gefangenhaltung ohne Verhör und Gelegenheit ihr Recht geltend zu machen, beim General Cordon, und am nächsten Tage noch einmal bei der Centralcommission der Stadtcommandantur. An demselben Tage um 6 Uhr Nachmittags wurde Blum endlich zum Verhöre geführt.

Freiherr von Helfert hat in seinem schon erwähnten Geschichtswerke zum ersten Male das nachfolgende Protokoll des „standrechtlichen Verfahrens" gegen Robert Blum veröffentlichen dürfen.

Protokoll,

welches auf Anordnung des k. k. Militär-Stadtcommandos Act. 7. November Nr. 251. inbetreff des in Haft gebrachten Robert Blum aufgenommen wurde.

Zur Grundlage dient:

Nr. 1. Auftrag des Herrn GM. Cordon ddo. 7. November Nr. 251. mit

a) ein Zeitungsabdruck der „Presse" ddo. 25. October,

b) „ „ „ „Ostdeutschen Post" ddo. 24. October.

c) Auszug aus dem Sitzungsprotokolle des Gemeinderathes der Stadt Wien ddo. 18. October 1848.

Nr. 2. Bericht über die Arretirung Robert Blum's ddo. 4. November mit

a) Schreiben des Robert Blum, Julius Fröbel, Moritz Hartmann und Albert Trampusch,

b) Schlüssel zu dem Koffer.

Nach Allegirung dieser Acten wurde Robert Blum vorgerufen, zur Angabe der Wahrheit erinnert und vernommen, wie folgt:

„Ich heiße Robert Blum, zu Cöln in Rheinpreußen gebürtig, katholisch, Vater von vier Kindern, bin Buchhändler zu Leipzig, 40 Jahre alt.

Ich kam am 14. October mit den Herren Fröbel, Trampusch und Hartmann als Abgeordneter in Frankfurt am Main von dort nach Wien, um zunächst den wiener Behörden eine Adresse zu überreichen. Wir fanden die Verhältnisse anders, als wir geglaubt hatten, und ich habe, wahrscheinlich am 23. October, auf der Aula eine Rede gehalten, deren Sinn dahin ging, daß man an die Stelle des früheren Bandes der Gewalt, welches die verschiedenen Nationalitäten des österreichischen Kaiserstaates zusammen-

gehalten, das Band der gemeinsamen Freiheit und der Anerkennung der gleichen Berechtigung aller Nationalitäten setzen müsse, damit die gemeinsame Freiheit sie inniger binde, als es die Gewalt bisher vermochte. Sollte es im Innern des Staates noch Elemente geben, welche die nichtdeutschen Nationalitäten nur durch das Band der Gewalt fesseln wollen, so müssen dieselben überwunden und vernichtet werden.

Am 26. ließ ich und Fröbel, auf Zureden des Commandanten Hauk, in das Elitecorps mich einreihen, und wir wurden zu Hauptleuten gewählt, bezogen mit meiner Compagnie einen Posten an der Sophien-Brücke beim Rasumowsky'schen Palais, wo Kanonen in den Garten gegenüber dem Fluß gerichtet waren. Der Obercommandant Messenhauser kam dahin, und ich sprach mit ihm, sowie mit Anderen. Daß ich dort zu ihm geäußert hätte, daß er die Präsidentur der Republik annehmen solle, darauf kann ich mich nicht besinnen, und wenn dieses überhaupt gesprochen worden ist, so ist es nur im Scherze ausgesprochen worden.

Ich habe in den Zeitungen allerdings die Anordnungen des Fürsten Windischgrätz bezüglich des Belagerungszustandes gelesen.

Wo Herr Fröbel an diesem Tage mit seiner Compagnie stand, weiß ich nicht anzugeben.

Hier muß ich bemerken, daß das Gespräch bezüglich der Präsidentur nicht an der Sophienbrücke, sondern in einem Kaffeehause, wie ich glaube, auf der Landstraße stattfand, wohin Messenhauser kam, wo ich eben nebst anderen Garden und Mitgliedern des Elitecorps an jenem Tage mich befand,

um Kaffee zu trinken. Was Messenhauser damals auf der Landstraße zu thun hatte, weiß ich nicht; wahrscheinlich inspicirte er die aufgestellten Posten der unter seinem Commando stehenden Garden.

Ich muß noch bemerken, daß ich und Fröbel am 29. October früh die Waffen abgelegt haben, weil das Elitecorps nicht zu dem Zwecke verwendet wurde, zu welchem es ursprünglich bestimmt war, nämlich die innere Stadt in Ruhe und Ordnung zu halten.

Ich muß hier auf jenes in Deutschland giltige Gesetz aufmerksam machen, wonach ein Deputirter nicht verhaftet und in Untersuchung gezogen werden kann, ohne vorher die Genehmigung der Nationalversammlung einzuholen."

Praelecta confirmat. Robert Blum m. p.

Nach eigenhändiger Fertigung wurde das Protokoll geschlossen uud unterzeichnet:

Franz Tiefenthaller, Gemeiner. Adolph Compéis, Gemeiner.
Joseph Mahn, Gefreiter. Joseph Wöhner, Gefreiter.
Johann v. Ehrenfeld, Feldwebel. Franz Hirschecker, Feldwebel.
Pokorny, Lieutenant. Szeth, Lieutenant.
Zamagna, Hauptmann. J. F. v. Bach, Rittmeister.
Wolferom, Hauptmann-Auditor. Cordier, Major, Präses. Johann Sailler, Qua-Actuar.

Robert Blum durfte die folgende Nacht nicht mehr gemeinschaftlich mit Fröbel zubringen, sondern wurde in eine andere Zelle geführt. Am 9. November früh um fünf Uhr wurde er geweckt, um — den Urtheilsspruch zu vernehmen.

Man war fleißig gewesen über Nacht, um das Tagewerk ja in der Frühe blutig beginnen zu können!

Urtheil,

welches in dem auf Befehl des k. k. hohen Militär-Stadtcommandos in Wien zusammengesetzten permanenten Standrechte mit Einheit der Stimmen geschöpft wurde:

Herr Robert Blum, zu Cöln in Rheinpreußen gebürtig, vierzig Jahre alt, katholisch, verheirathet, Vater von vier Kindern, Buchhändler zu Leipzig, welcher bei erhobenem Thatbestande durch sein Geständniß und durch Zeugen überwiesen ist, am 23. October l. J. in der Aula zu Wien durch Reden in einer Versammlung zum Aufruhre aufgeregt und am 26sten October l. J. an dem bewaffneten Aufruhr in Wien als Commandant einer Compagnie des Elitecorps thätigen Antheil genommen zu haben, soll nach Bestimmung der Proclamation Sr. Durchlaucht des Feld-Marschalls Fürsten zu Windischgrätz vom 20. und 23. October, dann nach § 4. im 62. Artikel der Th. Gerichtsordnung mit dem Tode durch den Strang bestraft werden.

So gesprochen in dem Standrechte, angefangen um halb sechs Uhr Abends, am 8. November 1848.

Cordier, Major. Wolferom,
Präses. Hauptmann-Auditor.

Ist kundzumachen und in augenblicklicher Ermangelung eines Freimanns mit Pulver und Blei durch Erschießen zu vollziehen.

Wien, den 8. November 1848.

Im Namen Sr. Durchlaucht des Herrn Feldmarschalls

Hipssich, GM.

War das alles möglich, wirklich Wahrheit? — Ja, es war das Schwarzgelb wieder siegreich geworden in Oesterreich und wollte das Schwarzrothgold, unter dessen Wehen eine deutsche Volksvertretung zu Frankfurt am Main Reichsgesetze verfaßte, höhnend in das Herz treffen mit der schroffsten Verachtung dieser Reichsgesetze. Man ließ dem Verurtheilten auch nicht viele Zeit zum Bedenken oder Protestiren. Pater Raimund von den Schotten erschien bei ihm, um ihn zu trösten, ihn zum Tode vorzubereiten und um die Abschiedsworte Robert Blum's an seine Frau, an seine Kinder entgegenzunehmen ... Der Wagen fuhr vor, um den Todgeweihten nach der Brigittenau zu führen, wo das Urtheil vollstreckt werden sollte. Blum weinte still wegen seiner hilflosen Familie. „Nicht Blum der Freiheitskämpfer weint, sondern Blum der Vater." ... Auf dem Richtplatze gewann er seine volle Fassung wieder. Er wies die Binde zurück, die man ihm um die Augen legen wollte. Frei und treu wie er gelebt, so wollte er auch dem Tode in's Auge blicken. Erst als der commandirende Offizier ihm erklärte, daß die Schützen sicherer träfen, wenn sie die Augen des Verurtheilten nicht sähen, da duldete Blum gehorsam die sie verhüllende Binde. Die ersten drei Schützen des Pelotons traten mit gespanntem Hahne vor. Dreimal bat, nach einem alten Gebrauche, der Profoß um Gnade für den Verurtheilten — dreimal antwortete der Offizier mit lautem Nein. Als der Profoß zum dritten Male im Namen Gottes und aller Heiligen um Gnade bat, da faltete Robert Blum still betend die Hände ... Die Schüsse krachten und das edelste Opfer des „tollen" Jahres

für die deutsche Freiheit sank, im Auge und in der Brust von Kugeln durchbohrt, todt zu Boden . . .

Dem Todesurtheile Robert Blum's wurden nun noch die Worte hinzugefügt: „Kundgemacht und mit Pulver und Blei durch Erschießen vollzogen am 9. November 1848 halb acht Uhr Morgens. Wolferom, Hauptmann-Auditor.“

Der Standrechtmord an Robert Blum, welcher einen einzigen Schrei des Schmerzes, der Entrüstung und der Wuth in ganz Deutschland erweckte, hat später vom österreichischen Justizminister Bach durch die flache Erklärung gerechtfertigt werden sollen: das Reichsgesetz vom 30. September sei in Oesterreich niemals verkündigt worden . . .

Julius Fröbel wurde ebenfalls zum Tode durch den Strang verurtheilt, aber vom Fürsten Windischgrätz begnadigt, weil er früher einmal eine Flugschrift geschrieben hatte, die den Eintritt von ganz Oesterreich in den deutschen Bund befürwortete . . .

Wenzel Messenhauser in der treuen Ueberzeugung, daß er in seiner Stellung als vom Reichstage beauftragter Obercommandant überall nur das Beste gewollt und vollbracht hatte, stellte sich auf eine am 4. November erlassene Aufforderung freiwillig der Behörde, „weil er vor seinem Bewußtsein keine Ursache zu haben glaubte, ein unparteiisches Gericht über seine Amtshandlungen zu scheuen“. . . Jedoch am 6. November mußte der allzu Vertrauensvolle in schweren Ketten vor dem Militärgerichte erscheinen — und am 16. November ½9 Uhr Morgens stand er am Stadtgraben nächst dem Neuthor auch als ein Todgeweihter, aber mit unverbundenen

leuchtenden Augen, in fester Haltung, mit ungebeugtem Muthe und commandirte, die Tyrannei verachtend und beschämend, selbst: Feuer! Von Kugeln durchbohrt sank auch der ehrliche Wenzel Messenhauser leblos nieder, aber nur um in den Herzen der Oesterreicher als ein theures Opfer für die Freiheit fortzuleben, wie Robert Blum fortlebt in dem Herzen von Alldeutschland . . .

Als vierzehn Jahre später der fromme Fürst Windischgrätz, durch den Papst telegraphisch mit dem apostolischen Segen versehen, die Augen im Tode schloß, da folgten die Flüche der deutschen Nation dem Mörder Robert Blum's in die prunkvolle Familiengruft nach — und blutig zeugend gegen ihn kleben dieselben an den Blättern der Weltgeschichte.

Von Gottes Gnaden.

Die Märztage von Berlin hatten eine keimfähige Saat für die preußische Monarchie ausgestreut, von deren Pflege die Zukunft der Märzerrungenschaften abhängen mußte. Man kann aber eben nicht behaupten, daß es bei dieser Pflege und zwar auf beiden Seiten an Ungeschick und Taktlosigkeit gefehlt hätte. Nur hatten die auf Seiten des Volkes begangenen den schlimmen Erfolg, den Regierenden den Beweis zu liefern, daß eine wirkliche Volksmündigkeit nicht vorhanden sei, und ihnen deshalb das Verlangen nahe zu legen, so bald als möglich zurückzunehmen, was eine schwere Stunde dem absoluten Königthum entrissen hatte, und die alte gute vormärzliche Ordnung dafür wiederherzustellen.

Es hieß doch wahrlich eine größere Unsinnigkeit, als neuen Wein in alte Schläuche füllen, begehen, daß das liberale Märzministerium Camphausen den alten vormärzlichen feudalen vereinigten Landtag als preußische Nationalrepräsentation einberief. Minister Camphausen hieß diese Ironie auf eine Nationalrepräsentation mit hochtönenden Worten willkommen: „Das preußische Volk, indem es die freie Berathung seiner wichtigsten Angelegenheiten in der

Presse und in öffentlichen Versammlungen angetreten hat, darf nicht verkennen, daß nur im Kampfe der Ansichten die Wahrheit durchbricht, daß zur Wahrung der Freiheit jede Meinung mit voller Berechtigung und ungehindert sich muß äußern dürfen."

Allein die märzliche Frühlingssonne hatte doch nicht vergeblich in Preußen geschienen — sogar nicht für die Mitglieder des vereinigten Landtages. Dieselben benahmen sich im Ganzen recht gefügig und stimmten dem Ministerium nicht nur in allen liberalen Forderungen zu, sondern überboten dieselben noch — selbstverständlich nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Klugheitsrücksichten. Sie amendirten den ihnen vom Märzministerium vorgelegten „Entwurf eines Wahlgesetzes für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung zu berufende Versammlung" in einer weit freisinnigeren Weise, als es dem Ministerium lieb war, und beschlossen obenein eine Adresse an den König, welche neben dem Wahlgesetze, das zwar die indirecten Wahlen noch festhielt, aber dieselben doch auf Urwahlen gründete, ferner forderte: Preßfreiheit, freies Versammlungs- und Vereinsrecht, Habeas-Corpus-Acte, Unabhängigkeit des Richterstandes, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege mit Geschworenen in Strafsachen, Gleichberechtigung der Bekenner aller Religionen in Staat und Gemeinde, allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, beschließende Stimme der Volksvertretung in Betreff der Gesetzgebung und des Staatshaushalts, Ministerverantwortlichkeit, Vereidigung des Heeres auf die Verfassung und Umwandlung Deutschlands aus einem

Staatenbunde in einen Bundesstaat mit Volksvertretung bei dem Bunde . . . Wenn aber die Herren Junker des Landtages sich mit diesem Füllhorne voll freisinniger Forderungen dem Volke zur Wiederwahl in die preußische Nationalversammlung zu empfehlen gedachten, so hatten sie, wie später der Erfolg lehrte, allerdings die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Bessere Freunde, als im preußischen Volke, fanden dafür die Herren bei den Märzministern, welche die mit den Ministerfracks über sie gekommene Unfähigkeit am schlagendsten bei den Wahlen zum deutschen Parlamente in Frankfurt a. M. bewiesen. Es ist natürlich einer königlich preußischen Regierung niemals eingefallen, eine deutsche Nationalversammlung als eine constituirende zu betrachten, und die Worte aus der königlichen Botschaft an den vereinigten Landtag wegen der Wahl von Abgeordneten: „die am Sitze der Bundesversammlung in einem möglichst kurzen Termine zusammenzutreten haben, um z w i s c h e n d e n d e u t s c h e n R e g i e r u n g e n u n d d e m V o l k e das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen," . . . hatten das deutlich genug ausgesprochen. Daß aber das preußische Ministerium demzufolge die in einem feudalen Institute, dem vereinigten Landtage, sitzenden Abgeordneten der zum deutschen Bunde gehörenden preußischen Provinzen aufforderte, „die für letztere zu der Versammlung der deutschen Nationalrepräsentation abzuordnenden 113 Vertreter unverzüglich zu wählen," bildete ein wahrhaftes Meisterstück von liberaler — Naivität der Herren Minister. Folgerichtig ergaben diese Wahlen recht rückschrittliche Repräsentanten, wie die Herren Stahl, von Keller u. s. w.

Allein noch war die preußische Frühlingszeit im Volke denn doch noch nicht so ganz abgeblüht. Energisch protestirte die Volksstimme gegen solches Verfahren. Diese merkwürdigen Wahlen wurden überdies auch durch Bundesbeschluß annullirt, und die preußische Regierung sah sich aufgefordert: „die Wahl zur deutschen constituirenden Versammlung sofort lediglich nach Maßgabe der Beschlüsse des Vorparlaments anzuordnen." In allen Theilen der Monarchie war über diese Wahlfrage eine so drohende Gährung entstanden, daß die Regierung sich nothgedrungen fügen mußte. Kein Wunder, daß nun weder die Wahlen zur deutschen, noch die zur preußischen Nationalversammlung dem Ministerium ein Vertrauensvotum gaben. Die Wahlen fielen viel mehr in demokratischem, als in liberalem Sinne aus. Die Herren Minister erhielten durch diese Kundgebung des Volkes den deutlichen Wink, daß dasselbe eine entschiedenere Haltung von ihnen erwarte, als sie seither gezeigt hatten, daß sie den Neubau Preußens und Deutschlands energischer in die Hand nehmen, sich von dem Einflusse der nimmer ruhenden Hofkabale frei machen und offen und ehrlich im Geiste der Märzerrungenschaften vorschreiten sollten. Doch die Herren in den Ministerfracks verstanden diese Mahnung entweder wirklich nicht, oder wollten sie doch nicht verstehen, sondern schienen durch ihr ganzes Treiben vielmehr bei Hofe vergessen machen zu wollen, daß sie doch eigentlich auch nur Geschöpfe der Revolution waren . . .

König Friedrich Wilhelm IV. eröffnete im weißen Saale des Königsschlosses am 22. Mai die preußische National-

versammlung. Welch' eine Versammlung in dem glanzvollen Raume, mit welchem die prunkenden Insassen des vereinigten Landtages so wohl harmonirt hatten! Sah man doch unter dieser alles äußerlichen Prunkes baren Volksvertretung neben den mannigfach mangelnden weißen Westen und Halsbinden, wie Scherr erzählt, „in einem Winkel des Prachtsaals sogar struppelbärtige Kerle, bäuerische Abgeordnete aus Posen und der schlesischen Wasserpolackei, angethan mit Wämmsern und Hosen von ungebleichter Leinwand" . . . Vielleicht däuchte aber dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gerade diese Versammlung eine angenehme, und er war im Grunde genommen damit zufrieden, daß er heute nicht den von einem „bürgerlichen" Ministerpräsidenten bereitgehaltenen Verfassungsentwurf derselben glänzenden Assemblée ankündigen mußte, welcher er bei der Eröffnung des vereinigten Landtages so feierlich versichert hatte, daß es niemals gelingen sollte, ein solches „beschriebenes Blatt Papier" zwischen ihm und seinem Volke aufzurichten. Eine nüchterne Thronrede entsprach dem Charakter der ganzen Feierlichkeit. Der König las die Rede geschäftsmäßig kühl ab und gab sich nicht die mindeste Mühe, zu verbergen, wie wenig Freude er an der ganzen Sache habe. Die hochwichtige deutsche Frage wurde in der Thronrede mit der nichtssagenden Redensart abgethan: „Die Einheit Deutschlands ist mein unverrückbares Ziel, zu dessen Erreichung ich Ihrer Mitwirkung mich versichert halte."

Die preußische Nationalversammlung bot in Wirklichkeit ein ziemlich „gemischtes" Aussehen. 100 Justiz-, 60 Verwaltungs-, 28 Gemeindebeamte, 40 Geistliche, 27 Lehrer,

68 bäuerliche Grundbesitzer und 28 Handwerker. Von den Mitgliedern der früheren Ritterschaft waren nur einige wiedergewählt worden, so daß dieser Stand, welcher im Jahre vorher das Berathungsrecht über das Wohl des Landes im vereinigten Landtage für seine ausschließliche Domäne angesehen hatte, jetzt beinahe gänzlich von der Neugestaltung des politischen Lebens in Preußen ausgeschlossen war. Leider war bei einem großen Theile der Versammlung jener politische Takt und Instinct zu vermissen, welcher die mangelnde Erfahrung einigermaßen hätte ersetzen können. Ein tumultuarisch-anarchischer Charakter, der keine Frucht verhieß, beeinträchtigte die angestrebte Versöhnung zwischen Regierung und Volk. Dieses anarchische Element gab leider auch zu manchen Straßenexcessen Veranlassung, denen von Seiten der Regierung absichtlich nicht mit Strenge entgegengetreten wurde, während sie in den bürgerlichen Mittelclassen, welche allezeit dem friedlichen Besitze huldigen, die Kraft der Märzbewegung abschwächten und, im Verein mit so mancher in der Nationalversammlung laut gewordenen Redeblüthe, das Schreckgespenst des Communismus vor ihnen aufrichteten. Vor allen Dingen trug dazu der Zeughaussturm in der Nacht vom 15. zum 16. Juni bei, der die schon lange gehegte Erbitterung der Arbeiter gegen das Vorrecht der Bürgerwehr, Waffen tragen zu dürfen, zum Ausbruch kommen ließ. Glücklicherweise besaß das stürmende Proletariat weder Organisation, noch Führer und wußte vor allen Dingen mit den erbeuteten Zündnadelgewehren, deren Behandlung noch Geheimniß war, nichts anzufangen: sonst würde Berlin

seine blutige Junischlacht zwischen Proletariat und Bourgeoisie noch einige Tage früher bekommen haben, ehe eine solche in Paris zum Ausbruch gelangte.

Die Mehrheit der berliner Bürgerschaft hatte die von der Märzbewegung übrig gebliebenen Beunruhigungen schon lange überdrüssig bekommen. Vor allen Dingen griff die Unzufriedenheit in den Reihen der Bürgerwehr um sich, die ihre bevorzugte Stellung der damit verknüpften Pflichten wegen allmälig lästig zu finden begann und die sich nach der guten alten Zeit zurücksehnte, da der König einfach befahl und das Volk stumm gehorchte, wobei denn doch schließlich ein Jeder genau gewußt hatte, woran er gewesen war.

Natürlich wurden alle diese wirren Verhältnisse von der lauernden Reactionspartei, denen diese nachmärzlichen Zustände ein Greuel waren, zu vortrefflich haltbaren Fäden benutzt, die allmälig immer fester gesponnen und um den König geschlungen wurden, dessen ursprünglicher ehrlicher Wille, auf dem im März 1848 eingeschlagenen Wege weiterzugehen, nicht bezweifelt werden kann. Aber da es bei den Ministern, wie bei einer großen Zahl von Volksvertretern an dem erforderlichen Takte fehlte, so ließ sich auch mit mathematischer Gewißheit der Moment berechnen, wo den beim Hofe in Potsdam rührigen Anhängern der Reaction die allmälige Umwandlung des am Gelingen eines auf diesem Wege begonnenen Werkes verzweifelnden Königs gelungen sein würde.

Anfänglich hatten die Minister keine genügenden Vorlagen für die Nationalversammlung bereitgehalten, und erst im

Juni brachten sie einen Verfassungsentwurf ein, ein der englischen Schablone nachgebildetes Machwerk, weder zeitgemäß, noch in der Form geschlossen, unbefriedigend für die gesammte Linke, aber trotz seiner Schattenhaftigkeit ein Aergerniß für das Junkerthum. So kläglich, wie die Kläglichkeit des Entwurfes es verdiente, fiel in der Nationalversammlung dann auch sein Schicksal aus. Nachdem er einigemal verachtungsvoll hin- und hergewandt worden war, wurde er schließlich ganz beiseite geschoben, und die Nationalversammlung faßte den Beschluß, selbstständig einen Verfassungsentwurf auszuarbeiten. Diese Niederlage der Regierung geschah am 15. Juni — der darauf folgende Zeughauskrawall machte das Maß des Minister-Martyriums für Herrn Camphausen voll, der am 20. Juni seinen und seiner Collegen Rücktritt anzeigte.

Hansemann erhielt den Auftrag des Königs, ein neues Cabinet zu bilden, in welches Rudolf von Auerswald, Graf Schwerin-Putzar, Rodbertus, Kühlwetter, Schreckenstein, Märker und Milde traten. Das neue Ministerium wurde durch das von Hansemann eingebrachte Programm als das „Ministerium der That" eingeführt. Warum es sich diesen Titel beigelegt hat, ist bis heute nicht bekannt geworden; gerechtfertigt hat es denselben keineswegs. Von vorherein war Uneinigkeit seine Signatur. Rodbertus trat bald wieder davon zurück, weil er vergeblich dafür gekämpft hatte, bei seinen Collegen der deutschen Einheitsidee über die preußische Politik den Vorrang zu gewinnen. Auch beim König war dafür fast gar kein Anklang mehr zu finden — vergessen das stolze

und verheißungsvolle Wort, daß Preußen in Deutschland aufgehen sollte. Dazu fortdauernde Straßenexcesse, Fruchtlosigkeit und Zwiespalt innerhalb der Nationalversammlung und zwischen Regierung und Nationalversammlung; Ministerkrisis obenein — kurz, sehende Augen konnten sich der traurigen Thatsache nicht mehr verschließen, daß das Uebergangsstadium bereits angebrochen sei und daß der entschiedene Rückschlag vor der Thür stand.

Die öfteren Straßenexcesse hatten mehrfach nicht unbedenkliche Reibungen, auch zwischen Volk und Militär herbeigeführt, welche die Nationalversammlung von der Nothwendigkeit einer ungesäumten und gründlichen Reform des Heerwesens im Allgemeinen und insbesondere des Officierstandes überzeugten. Die alten Vorurtheile eines eximirten Standes mußten herausgebracht werden; das Heer des Volkes sollte einen Bestandtheil des Volkes, nicht dessen Gegensatz bilden. Am 9. August wurde demgemäß ein Beschluß gefaßt: der Kriegsminister möge sich in einem Erlasse an die Armee dahin aussprechen, daß die Officiere allen reactionären Bestrebungen fern bleiben und daß diejenigen unter ihnen, mit deren politischen Ueberzeugungen das nicht vereinbar sei, den Dienst verlassen sollten . . . In Preußen ist es aber von jeher ungünstig angesehen worden, wenn von Seiten des Volkes ein Wort in die Militärwirthschaft hinein gewagt wurde, und auch dieser Beschluß des Parlaments wurde recht ungünstig aufgenommen. Der Kriegsminister that einfach, als ob derselbe gar nicht vorhanden wäre. Dem Präsidenten des „Ministeriums der That“ warf das Volk am 20. August

wegen seiner Thatlosigkeit die Fenster ein, worauf derselbe zornentbrannt ein Versammlungsgesetz bei der Nationalversammlung einbrachte und am 4. September die Erklärung abgab: der Beschluß der Versammlung vom 9. August in Betreff der Officiere würde vom Ministerium nicht zur Ausführung gebracht werden . . . Dieser Handschuh blieb nicht liegen. Sofort nahm der Abgeordnete Stein denselben auf und stellte den Antrag: die Minister zur Ausführung jenes Beschlusses vom 9. August und damit zur Erlassung des angedeuteten Armeebefehls anzuhalten . . . Mit 219 gegen 143 Stimmen wurde der Antrag angenommen. „Der heutige Sieg in der Nationalversammlung ist erst die Verwirklichung der Revolution; das Volk und seine Vertreter haben sich geeinigt. Halten wir diese Vereinigung fest, und wir können die Feuerschlünde verachten, die vor den Thoren Berlins stehen.“ Mit diesen viel zu pomphaften Worten feierte am Abend des Tages Graf Reichenbach das Ereigniß desselben. Immerhin mag der Hinweis auf das, was vor den Thoren Berlins geschah, nicht eindruckslos geblieben sein — denn dort hatte sich allmälig und in aller Stille eine Truppenmacht von etwa 50,000 Mann, mit den entsprechenden Kanonen versehen, aufgespeichert und zog sich als eherner Ring dichter und dichter um Berlin zusammen.

In Potsdam, wo der König unzufrieden mit Allem, was geschah, verweilte, wurde der erneute Beschluß der Nationalversammlung in der Armeefrage von den dort dominirenden militärischen Kreisen sehr unwillig aufgenommen. Wohin würde diese Nationalversammlung zuletzt noch streben?

Das Ministerium Hansemann gab nach der parlamentarischen Niederlage, die es erlitten hatte, seine Entlassung. In einem Gesuche an den König sprach es sich u. a. folgendermaßen aus: „Unserer Ansicht nach muß das Princip, daß die Festsetzung von Verwaltungsmaßregeln der Nationalversammlung nicht zustehe, aufrecht erhalten werden, weil ohne dasselbe die constitutionelle Monarchie nicht bestehen kann"... Diese unerbetene Erklärung schlug in Potsdam gewaltig ein. Wenn selbst ein bürgerlicher Minister, wie Herr Hansemann, die Nationalversammlung der Uebergriffe beschuldigte, dann mußte es doch wahrhaftig wahr sein! Die Antwort aus Potsdam gab ein Ministerium Pfuel-Eichmann-Dönhoff. General von Pfuel war in demselben Kriegsminister und Ministerpräsident! Marschall Wrangel aber wurde mittelst königlicher Cabinetsordre zum „Oberbefehlshaber in den Marken" ernannt, und zwar unter Verleihung einer Machtvollkommenheit, wie sie noch niemals ein preußischer General besessen hatte, die nahezu an die militärische Dictatur des Fürsten Windischgrätz in Böhmen grenzte. Der Herr Marschall erließ denn auch sofort einen gepfefferten Armeebefehl, „über den die Kreuzzeitung in einen lauten Jubel ausbrach, als über die erste That der Regierung seit dem März," und bei einer Truppenmusterung in Berlin redete derselbe von einem seit der Revolution so heruntergekommenen Berlin, daß Gras in den Straßen wachse, und verstieg sich zu der verständlichen Drohung: „Meine Truppen sind gut, die Schwerter haarscharf geschliffen, die Kugeln im Lauf." Kein Zweifel mehr, der Marschall Wrangel hoffte und wünschte

das durch die Revolution heruntergekommene Berlin demnächst im Sturm für die absolutistisch-militärische Culturarbeit zurückzuerobern. Allein der Ministerpräsident General von Pfuel erschien doch noch mit der Erklärung in der Nationalversammlung: „Die Regierung werde auf dem betretenen constitutionellen Wege fortschreiten und reactionären Bestrebungen mit aller Macht entgegentreten." Und sein College von den Finanzen, Herr von Bonin, versicherte einige Tage später: „Wir sind kein Ministerium der Reaction, wir werden mit aller Entschiedenheit die Rechte des Volkes schirmen, wo dieselben angegriffen werden sollten."

In der Nationalversammlung hatte unterdeß die dazu bestellte Commission den Entwurf einer preußischen Verfassungsurkunde beendigt und die Debatten über dieselbe hatten begonnen. Gleich die Eingangsformel gab zu lebhaften Debatten Anlaß. Der Abgeordnete Schneider beantragte am 12. October: in der an der Spitze des preußischen Staatsgrundgesetzes zu stellenden Eingangsformel den Passus „von Gottes Gnaden" zu streichen, weil diese Bezeichnung wohl für einen absoluten, aber nicht für einen constitutionellen König passend wäre ... Mit 217 Stimmen gegen 134 wurde dieser Antrag zum Beschluß erhoben. Die Reaction jubelte im Stillen darüber. Solche Beschlüsse waren ja vollwichtige Nägel zum Sarge der Märzerrungenschaften. Ein Antasten des Gottesgnadenthums konnte der Romantiker auf dem Throne nicht überwinden und verzeihen. Es geschah auch so. Der König ergriff die erste Gelegenheit, um seine Gereiztheit kund zu thun. Als am 15. October die De-

putation der Nationalversammlung ihre Geburtstagswünsche überbrachte, und Präsident Grabow dabei der Hoffnung Ausdruck gab, daß die neuen Institutionen die alten Bande zwischen Dynastie und Volk noch fester knüpfen würden, erwiederte der König mit scharfer Betonung: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß wir etwas vor anderen Völker voraus haben: eine Macht, die man in Frankreich nicht mehr zu kennen scheint, eine angestammte Obrigkeit von Gottes Gnaden. Danken Sie Gott, daß Sie noch eine Obrigkeit von Gottes Gnaden haben!" . . . Und als die Herren, über solche demonstrative Apostrophe nahezu verblüfft, zu Boden blickten, demonstrirte der königliche Redner weiter: „Halten Sie den Kopf oben! Ich habe noch einen starken Arm!"

Kein Zweifel blieb mehr daran: der Beschluß der Nationalversammlung über das „von Gottes Gnaden" hatte den Boden ausgeschlagen und der König war entschlossen „mit der Revolution zu brechen." Alle Schuld dafür würde jetzt auf das ungenügsame Volk gewälzt werden, welches selbst die Prärogative der Krone des Gottesgnadenthums angetastet hatte.

Wenn nur in Wien nicht gerade die Revolutionsfurie wieder getobt hätte, so daß auch in Berlin bei einem offenen Bruche neue Blutscenen hätten befürchtet werden müssen! — Aber nicht nur traf die Regierung auch noch jetzt gar keine ernstlichen Vorbereitungen, um die sich wiederholenden Excesse des Pöbels zu verhindern, sondern es ist auch sicher, daß die berliner Bummlerschaft, welche wild herumraste und besonders die Nationalversammlung mit ihrem Getobe bedrohte, von reactio-

nären Hetzern geleitet und bezahlt worden ist. Die Errungenschaften der Revolution sollten durch die Auswüchse derselben discreditirt und langsam abgetödtet werden.

Während am 31. October Wien seine furchtbarsten Stunden des „tollen" Jahres erlebte und unter dem Bombardement des frommen Ungeheuers Windischgrätz in die Hände der Reaction zurückfiel, faßte die Nationalversammlung in Berlin noch einmal große Beschlüsse. Mit 200 gegen 153 Stimmen ging der Antrag durch: „der Adel ist abgeschafft." Ferner wurden die Anträge angenommen: „die Führung adeliger Titel und Prädicate ist untersagt" und „die Orden und alle Titel, welche nicht ein Amt bezeichnen, sind aufgehoben." Ein Antrag von Waldeck: die Regierung sollte mit allen ihren Mitteln und Kräften zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit einschreiten, wurde abgelehnt, dagegen aber, während die wilden Horden des Banus von Kroatien schon durch die Bresche des Burgthores hindurch in das bombardirte Wien strömten, der Beschluß gefaßt: die Regierung Sr. Majestät soll aufgefordert werden, bei der deutschen Centralgewalt schleunige und energische Schritte zu thun, damit die in den deutschen Ländern Oesterreichs gefährdete Volksfreiheit und die bedrohte Existenz des Reichstages in Wahrheit und mit Erfolg in Schutz genommen und der Friede hergestellt werde."

Der Pöbel war an diesem Tage mit der Nationalversammlung, trotz ihrer energischen Redeturniere und Beschlußfassungen, besonders unzufrieden. In großen Massen umlagerte er das Schauspielhaus, in welchem die Versammlung tagte,

beleidigte beim Ein- und Ausgehen die Abgeordneten, vernagelte während der Abendsitzung mehrere Thüren und hielt unter Wuthgeschrei die Stricke hoch, an denen nach seiner Meinung ein großer Theil der Abgeordneten eigentlich hängen sollte . . . Bei alledem blieb der Scandal ganz ungefährlich und wurde nur in den Berichten für Potsdam zu einem Ereigniß aufgebauscht, als ob die in Wien glücklich gebändigte Revolution noch einmal nach Berlin hinübergeschwirrt wäre.

Ja, Wien war gebändigt worden, die schwarz-gelbe Fahne auf dem Stephansthurme verkündigte den Sieg des österreichischen Absolutismus über das „tolle“ Jahr und den Völkerfrühling — jetzt brauchte man auch in Berlin nicht länger Rücksichten walten zu lassen gegen die offene Proclamirung des Schwarz-Weiß, nachdem der Standpunkt des schwarz-roth-goldenen „Schwindels“ überwunden war . . .

Während der Sitzung der Nationalversammlung am 2. November erhielt der Präsident derselben zwei Schreiben. In dem einen derselben wurde die Demission des Ministerpräsidenten General Pfuel angezeigt, in dem anderen, daß der König den General Grafen Brandenburg mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt habe. Der natürliche Sohn des dicken Wilhelm von Preußen und der berüchtigten Gräfin Dönhoff war einer der rücksichtslosesten Vertreter der absolutistisch-militärischen Partei. Seine Ernennung zum Ministerpräsidenten hieß: sofortige Rückkehr zur Reaction in Preußen und offener Bruch mit dem ganzen „tollen“ Jahr und seinen Ereignissen.

So nur konnte auch die Nationalversammlung die überraschende Botschaft auffassen. Noch einmal raffte sie sich angesichts der Gefahr energisch empor. Eine Adresse an den König wurde beschlossen, die förmlich Protest gegen ein Ministerium Brandenburg erhob, welches staatsgefährlich genannt werden müsse, da es unzweifelhaft den Ausbruch einer Revolution hervorrufen würde. Die Adresse bat den Monarchen: dem Lande durch ein volksthümliches Ministerium eine neue Bürgschaft zu geben, daß seine Ansichten und die Wünsche des Volkes im Einklange ständen . . .

Einundzwanzig aus allen Fractionen des Hauses gewählte Abgeordnete fuhren noch am Abend desselben Tages mit der Adresse nach Potsdam. Beim königlichen Flügeladjutanten Herrn von Manteuffel suchten sie um Vermittlung einer Audienz nach. Hohnvoll verweigerte derselbe, die Deputation auch nur beim Könige zu melden, weil ja seit dem März 1848 Deputationen bei Sr. Majestät nur in Gegenwart eines Ministers vorgelassen werden dürften . . .

Zur Beseitigung dieser zarten constitutionellen Bedenken eines Manteuffel wurde zum Glück ein Telegramm aus dem Ministerium in Berlin erlangt. Die Audienz wurde nun bewilligt.

Eingehüllt in den ganzen Nimbus des Gottesgnadenthums, stand Friedrich Wilhelm IV. finster schweigend da, als die Abordnung vor ihn trat. Herr von Unruh war der Führer und Sprecher derselben. Auf seine Frage, ob der Majestät

es genehm sei, die Adresse der Nationalversammlung anzuhören, nickte der König steif, aber sprach keine Sylbe. Während Herr von Unruh las, zuckte Friedrich Wilhelm IV. erst verächtlich mit den Achseln und kehrte sich dann gleichgiltig um. Mit offenem Widerwillen nahm er nach der Vorlesung das Blatt in Empfang, knitterte es in der Hand zusammen, verneigte sich stumm und wandte sich zum Gehen. Die Abgeordneten waren über solchen Empfang bestürzt — am meisten Herr von Unruh. Noch einen Augenblick und der letzte Faden einer Verständigung wird durch eine zuschlagende Thür zerrissen. Nur Einer hat die Besonnenheit nicht verloren und tritt in diesem kritischen Augenblicke entschlossen vor. Es ist Johann Jacoby aus Königsberg. „Wir sind nicht allein gekommen," hebt er mit ruhiger Festigkeit an, „um Ew. Majestät diese Adresse zu überbringen, sondern auch um Ihnen im Namen der Nationalversammlung Aufklärung zu geben über die Lage des Landes. Wollen Ew. Majestät uns Gehör schenken?"

Ein kurzes barsches „Nein!" ist die Antwort des Königs, der seinen Weg zur Thür fortsetzt; aber noch ehe dieselbe zufällt und den Faden zwischen ihm und den denkwürdigen Märztagen abschneidet, klingen die Worte Jacoby's an sein Ohr: „das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!" . . . Der kühne jüdische Philosoph erhält keine Antwort. Mit dem schlimmen Bewußtsein, daß keine Antwort eben auch eine Antwort ist, mußten die Abgeordneten nach Berlin zurückkehren, doch halt, nicht alle! Einige der Herren, Kühlwetter, Mützke und

Gierke, welche über die Aeußerung des frechen Juden zu einem Gesalbten des Herrn höchst entrüstet waren, kannten die Hintertreppen in Potsdam und gelangten nicht nur zu einer nächtlichen Privataudienz beim Könige, sondern auch zu einer privaten Antwort desselben. Sie lautete weniger romantisch als hohenzollerisch, war aber recht deutlich. „Ich habe mich nun einmal auf dieses verdammte constitutionelle Schein- und Schaukelsystem eingelassen, und so will ich denn auch vorderhand noch dabei bleiben. Sie, meine Herren, sind fünf Monate alt; für Ihre Verhältnisse ist das schon ein ganz hübsches Alter. Aber meine Dynastie ist vier Jahrhundert alt, eben so alt ist auch die ständische Gliederung und, so wahr Gott lebt, meine Herren, Sie sollen sie wieder haben."

Am folgenden Tage erhielt die Nationalversammlung eine schriftliche Antwort des Königs: „Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen 2c. 2c." des Inhalts, daß es bei der Ernennung eines Ministeriums Brandenburg zu bleiben habe; dasselbe werde „der festen Begründung und gedeihlichen Entwicklung der constitutionellen Freiheiten mit Freudigkeit seine Kräfte widmen."

Das erste Auftreten des Ministers Grafen Brandenburg, mit seinen Collegen Manteuffel, Ladenburg und Strotha, einem Kleeblatt vom wunderbarsten Reactions-Incarnat, in der Nationalversammlung bedeutete den Tod derselben. Eine königliche Botschaft verordnete unter Bezugnahme auf die tumultuarischen Auftritte am 31. October, daß die Nationalversammlung, um die Ruhe und die Freiheit ihrer Berathungen

zu sichern, nach Brandenburg verlegt und bis zum 27. November vertagt werden sollte. „Wir fordern daher die Versammlung auf, ihre Berathungen nach geschehener Vorlesung unserer gegenwärtigen Botschaft sofort abzubrechen . . .“

Ministerpräsident Graf Brandenburg wollte reden. Der Präsident von Unruh machte ihn darauf aufmerksam, daß er nach parlamentarischem Brauche das Wort von ihm erbitten müsse; dann fragte er die Versammlung: ob sie den Abbruch der Verhandlungen beschließen wolle? . . . „Ich ersuche um das Wort,“ rief Graf Brandenburg, erhob sich und erklärte mit lauter Stimme: „Die Botschaft Sr. Majestät des Königs befiehlt den sofortigen Schluß der Berathung. Jede Fortsetzung derselben ist daher ungesetzlich. Ich protestire dagegen im Namen der Krone.“

Die vier Minister verließen den Saal, gefolgt von einer Anzahl Abgeordneter der Rechten. Der Staatsstreich hatte auf die Mehrheit der Versammlung eine lähmende Wirkung ausgeübt. Nur einige Bürgerwehrmänner auf den Tribünen behielten die Besonnenheit und thaten den einzig zeitgemäßen Zuruf an den Präsidenten: „Verhaften!“ Es ist keine Frage, daß ein Befehl des Präsidenten an die draußen aufgestellte Bürgerwehr die Verhaftung der Staatsstreichminister zur Folge gehabt hätte, die das Signal zu einer neuen Revolution geworden sein müßte. Wie dieselbe geendet haben würde, ob mit dem Siege des Volkes und dem Sturze der Dynastie oder mit dem Siege derselben, ist nicht zu berechnen — allein es geschah nichts dergleichen. Die Minister gingen unbehelligt davon, und am anderen Tage rückten

20,000 Mann Soldaten des Marschalls Wrangel im vollen Waffenschmucke und mit zahlreichen Geschützen in die Stadt und ließen stolz ihre kriegerischen Weisen ertönen. Berlin wußte, was das zu bedeuten hatte; allein es leistete bloß passiven Widerstand und blieb ruhig. Nun war es wieder geworden, wie es vor den glorreichen Märztagen gewesen war. Marschall „Druff", wie der Nachahmer des alten Blücher sich gern nennen hörte, brachte den Berlinern schöne Dinge mit: die Bürgerwehr wurde aufgelöst, eine allgemeine Entwaffnung angeordnet und die Stadt in Belagerungszustand erklärt. Die nicht unverständliche Antwort auf alle Proteste und Widersprüche des Volks und seiner Vertretung bildete also die offene Thatsache, daß die Reaction wieder fest am Ruder stand, und es blieb dabei bloß zu verwundern, daß dieselbe nicht von vornherein völlig reine Bahn machte und die Nationalversammlung sofort nach Hause schickte, anstatt erst nach Brandenburg.

Diese arme Nationalversammlung versuchte noch krampfhafte Anstrengungen, um etwas bedeuten zu wollen. Nachdem am 9. November — demselben Tage, an welchem in Wien Robert Blum als Opfer für die Volksrechte ermordet wurde — die Minister und mit ihnen die Abgeordneten der rechten Seite das Schauspielhaus verlassen hatten, faßte die Versammlung den Beschluß, zu erklären: „Die Versammlung findet keinen Grund, ihren Sitz von Berlin zu verlegen, oder ihre Sitzungen zu vertagen. Sie kann der Krone weder zu dem einen, noch zu dem anderen Schritte das Recht zugestehen,

Sie erklärt, daß sie die verantwortlichen Beamten, welche der Krone zu der letzten Botschaft gerathen, nicht für fähig erachtet, der Regierung des Landes vorzustehen, und daß sich dieselben einer schweren Pflichtverletzung gegen die Krone, das Land und die Versammlung schuldig gemacht haben."

Diesen Beschluß sandte der Präsident von Unruh an den Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg, der dem Regierungsrath von Unruh antwortete: „die Beschlüsse der Versammlung sind ungesetzlich und darum null und nichtig; die Abgeordneten aber, welche daran theilgenommen, schuldig eines Vergehens wider die Verfassung, weil sie dem Befehle Sr. Majestät des Königs den schuldigen Gehorsam verweigert haben . . ." Die Nationalversammlung wies die ihr angebotene Hilfe verschiedener Arbeiter-Vereine zurück, um jeden blutigen Conflict zu vermeiden, sondern erließ bloß in Form einer Proclamation an das Volk einen Protest gegen den gewaltsamen Hochverrath, der von den Räthen der Krone gegen die Vertreter der Nation verübt worden war.

Daraufhin wurde die offene Gewalt gegen die Nationalversammlung in Scene gesetzt. Wer von den Abgeordneten das Schauspielhaus verließ, wurde von den dasselbe umgebenden Soldaten nicht wieder hineingelassen. Die Versammlung versuchte trotzdem, mit ihrem Präsidenten an der Spitze, in Berlin noch weiterzutagen. Allein sie wurde durch die Soldateska aus einem Lokale nach dem andern vertrieben und mußte sich endlich bequemen, ihre Berathungen zu beendigen. Ihr letzter Beschluß war das Verbot an das preußische

Volk: die Steuern an das neue Ministerium zu bezahlen. Der klügste Beschluß von allen unbedingt, der aber nur wenig Nachachtung bei dem im beschränkten Unterthanenverstande zu wohlerzogenen preußischen Volke fand und deshalb, wie alle halben Maßregeln, ins Wasser fiel.

Am 27. November wurde die Nationalversammlung im Dom zu Brandenburg wieder eröffnet. Es hatte sich dazu auch ein Theil der Linken eingefunden, aber nur, um gegen das Verfahren des Ministeriums und gegen dieses selbst zu protestiren. Als am 1. December die Wahl eines Präsidenten vorgenommen werden sollte, da verließ die Opposition den Sitzungssaal im Augenblicke der Wahl und vereitelte dadurch den Act. Die Regierung gab darauf eine neue, verständliche Antwort, indem sie der jämmerlichen Komödie des passiven Widerstandes ein Ende bereitete. Der König löste am 5. December die Nationalversammlung auf und octroyirte aus eigener Machtvollkommenheit eine Verfassung mit zwei Kammern, deren Eingangsformel in klaren Worten beginnt: Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden.

Berlin blieb ruhig — und das preußische Staatsschiff segelte flott mit dem vollen Winde der Reaction — zur Ablehnung der deutschen Kaiserkrone und nach Olmütz in das stille Fahrwasser der Wiederabhängigkeit Preußens von der österreichischen Politik im deutschen Bundestage, bis am am 7. October 1857 der gemüthskranke König Friedrich Wilhelm IV. mit Worten, denen eine unverkennbare Bitterkeit gegen die „weiteren Anordnungen,“ die sein Nachfolger

treffen würde, beigemischt war, vom Throne zurücktrat und somit unversöhnt von einem Volke schied, welches ihm achtzehn Jahre vorher mit so reichen Hoffnungen, mit so unendlichem Vertrauen entgegengekommen war und dessen Geschicke er mit so vielem Unglück gelenkt hatte.

Ein kaiserliches Familiendrama.

Der Nachfolger des starren und auf seine Würde so eifersüchtigen Franz I. auf dem östereichischen Kaiserthrone war sein schwacher Sohn Ferdinand. Kaiser Ferdinand I., ein gutmüthiger und kränkelnder Herr, war sehr schlecht dazu geeignet, die Stürme eines Herrscherlebens zu ertragen, und er würde sie schwerlich so lange ertragen haben, als es geschehen ist, ohne die wohl eingerichtete Maschine der Regierung, welche sein Vater geschaffen hatte und die er ihm hinterließ. Welcher Art konnte diese Maschine sein? Eingerichtet vom Kaiser Franz, der einmal in Zorn gerathen war, als sein Leibarzt von seiner Constitution — in körperlicher Beziehung sprach, weil das böse Wort für sein absolutistisch gebildetes Ohr unerträglich war, eingerichtet mit dem Fürsten Metternich und dem Erzherzog Ludwig, dem frommen „Schleicher", wie er genannt wurde, als Maschinenmeister.

Es war das schönste und anscheinend sicherste Bollwerk des Absolutismus, dieses Kaiserthum Oesterreich, in welchem noch unter dem persönlichen Regimente des Hauses Habsburg-Lothringen nach „göttlicher Ordnung" die Obrigkeit befahl

und die getreuen und unterwürfigen Unterthanen ohne Widerrede gehorchten.

Das blieb so, bis am 13. März 1848 der Sturm, welcher aus dem Westen Europas von Paris herüberfegte, nachdem er dort den Thron der Orleans umgeworfen hatte, plötzlich auch Wien erreichte, den alten Absolutisten Metternich, während er noch ungläubig, daß in Wien überhaupt etwas Revolutionsähnliches stattfinden könne, über die Bewegung lächelte, von seinem Postament herunterstüzte und bis zum 15. März 1848 Nachmittags 3 Uhr aus dem alten Hort des Absolutismus einen Verfassungsstaat gebar. Wahrlich, es mußte hart hergegangen sein und die Nachrichten aus allen Theilen der österreichischen Monarchie mußten recht beängstigend lauten, daß die angesehensten Mitglieder des Kaiserhauses selbst den letzten fast gewaltsamen Versuch der Verhinderung durch die trostlosen Absolutisten abwehrten und dem schwachen, beinahe willenlosen Kaiser Ferdinand die Feder in die Hand drückten, mit deren Striche von dieser kaiserlichen Hand für sie freilich etwas Entsetzliches geschah: die Unterzeichnung des Manifestes, welches dem österreichischen Volke das Zugeständniß einer Constitution verkündigte.

Fast vernichtet brach der alte Erzherzog Ludwig, welcher es seinem hochseligen Bruder, dem Kaiser Franz, versprochen hatte, daß so lange er lebe, nichts an seinem Werke geändert werden sollte, vor dieser Thatsache zusammen — sein Genosse Metternich lag bereits zerschmettert am Boden und er selbst hielt sich nur mit Mühe noch aufrecht im Rathe der Krone. Den Strom der Ereignisse zu hemmen, war er nicht mehr

im Stande. Mochte er, der am Tage vorher noch mit einer Militärdictatur Windischgrätz und dem Belagerungszustand in Wien gedroht hatte, über seines kaiserlichen Neffen einzige Willensäußerung: „J laß nit schießen!“ immerhin verächtlich lächeln, zu verhindern mochte er den Schlag nicht mehr, der dem stürmischen Wunsche des Volkes genugthat und Oesterreich eine Verfassung gab.

Wien, welches am 14. März über den Sturz Metternich's gejubelt und illuminirt hatte, jubelte und illuminirte am 15. März noch einmal zur Feier, daß Oesterreich in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten sei. Als der gute kranke Kaiser Ferdinand mit seinem Bruder, dem Erzherzoge Franz Karl, und dessen Sohne Franz Joseph, dem voraussichtlichen Thronerben, im offenen Wagen durch die Straßen fuhr, empfing ihn das Volk mit dem Ausdruck der unendlichen Freude und Liebe und rief jubelnd: „Vivat Kaiser Ferdinand, der nit schießen läßt!“

Aber der gute schwache Kaiser war doch von den Ereignissen der letzten beiden Tage so unfreundlich berührt und in seinem Gemüthe alterirt worden, daß ihn diese Dankesbezeugungen der Bevölkerung in ihrer jubelnden Buntheit jetzt ebenso erschreckten, wie früher die sturmheulenden Wogen der Revolutionsbewegung — sein Herrscherfrieden war dahin, und er sprach zu seiner Gemahlin, der Kaiserin Maria Anna, den Wunsch aus, sich zurückzuziehen und die Last der Krone auf das Haupt seines jüngern und thatkräftigern Bruders Franz Karl zu übertragen.

Bei der Kaiserin fand dieser Wunsch des kranken

Gemahles eine schnelle Zustimmung, und die staunende Welt würde zu den ungeahnten Ueberraschungen, welche Wien in diesen ereignißvollen Tagen darbot, noch eine neue erhalten haben, wenn nicht Fürst Windischgrätz, der am Tage vorher die nöthigen Vollmachten erhalten hatte, „um ihm alle Civil- und Militärautoritäten unterzuordnen“, sich einem Thronwechsel auf das allerentschiedenste widersetzt hätte.

Er setzte diesen Widerstand auch mit Erfolg fort, als am 5. April der alte Erzherzog Ludwig, der starrsinnige Oheim und der seitherige Alterego des Kaisers, von jedem Einfluß auf diesen neuen Gang der Dinge zurücktrat, und der tief erschrockene Kaiser wiederholt die Krone von sich werfen wollte, deren harter Reif ihm die Stirn blutig drückte. Mit Entschiedenheit erklärte der mit so hohem Vertrauen bekleidete Fürst: „Die Abdankung des Kaisers ist jetzt nicht an der Zeit — sollte aber dieser Schritt wirklich einmal von der Nothwendigkeit geboten erscheinen, dann darf er nicht zu Gunsten des Bruders, sondern muß zu Gunsten des Neffen, des Erzherzogs Franz Joseph, geschehen. Eine solche Abdankung läßt sich in bewegter Zeit überhaupt nur dann rechtfertigen, wenn im Drange gefahrbringender Ereignisse kein anderer Ausweg mehr bleibt, die Majestät der Krone unverletzt zu erhalten. Dann aber muß auch derjenige, welchen das Nachfolgerecht trifft, völlig unbefangen, unberührt von den vorausgegangenen Verwicklungen, unbeirrt und ungebunden durch sie mit vollkommen freier Hand die Zügel ergreifen können.“

Diese Gründe waren nicht ohne inneren und praktischen Gehalt. Die Erste, welche ihre Tragweite vollkommen begriff,

war die Frau des Erzherzogs Franz Karl selbst, die energische und staatskluge Erzherzogin Sophie. Sie hatte besser als alle die anderen Mitglieder der Camarilla die Gewalt einer Volksbewegung verstanden — und wenn sie auch in ihrem streng conservativen und streng katholischen Sinne auf's Tiefste von dem Wunsche beseelt war, die Willensäußerungen dieses Volkes wieder zu brechen, so besaß sie doch auch Klugheit genug, um den Verhältnissen Rechnung zu tragen. Irrten nicht die Prinzen der ältesten Königsfamilie in Europa, des Hauses Bourbon, vom schönsten Throne der Welt durch die Revolution vertrieben, in der Verbannung umher? Die Furcht, daß ihrem Sohne ein ähnliches Geschick bereitet werden könne, erfüllte sie mit Schrecken. Erzherzogin Sophie war die Erste, welche um ihres jugendlichen Sohnes willen auch für die Entsagung ihres Gemahles Franz Karl eintrat, die selbst der Hoffnung, als Kaiserin zu leben und als solche endlich in die Gruft ihrer Ahnen zu steigen, entsagte, zu Gunsten ihres Sohnes, des noch nicht achtzehnjährigen Franz Joseph.

Die Politik gleicht der gereizten Natter, die auf jedes Opfer sich stürzt und es mit ihren gefährlichen Umschlingungen erstickt. Schonungslos berührt auch sie mit dem giftigen Hauch selbst die zarteste Jugend und zückt den Stachel nach ihrem Lebenskeim. Noch nicht achtzehn Jahre zählte dieser fürstliche Jüngling, ein Alter, in dem andere junge Leute gern noch Knabenspiele treiben; aber ihm wollte man in diesem zarten Alter eine Krone auf das Haupt drücken, die in solcher Zeit nur eine Dornenkrone werden konnte. Von seinen Studien hinweg sollte er auf den Thron gerissen werden,

von welchem aus sein Herrscherauge auf eine wogende Masse von Völkern traf, in denen es gährte und wogte, ja in denen Aufstand und blutiger Kampf wütheten.

Aber kein Erbarmen hatte die grausame Politik mit dem Jüngling. Fest hielt sie ihn im Auge. Denn da der Erzherzog Franz Karl vor und während der Revolution vielfach in die Geschicke seines kaiserlichen Bruders mit verflochten worden und also nicht unbefangen und unberührt geblieben war, so wurde, gemäß der ernsten Mahnungen des Fürsten Windischgrätz und nachdem die Erzherzogin Sophie von der Richtigkeit derselben überzeugt worden war, im Familienrathe die Thronentsagung nie anders, als in Beziehung auf den jungen Prinzen besprochen. Die Kaiserin Maria Anna blieb mit der Erzherzogin Sophie in diesen Fragen im vollen Einverständniß — allein noch war der Erzherzog Franz Joseph nicht einmal achtzehn Jahre alt und noch war auch, nach des Fürsten Windischgrätz Ansicht, der Augenblick nicht gekommen, in welchem sich ein Thronwechsel hätte rechtfertigen lassen.

Aber neue Ereignisse traten ein. Es kamen die stürmischen Tage des April und der ersten Hälfte des Mai. Während Radetzky am Mincio kämpfte, um den Aufstand in Italien zu unterdrücken, machte die Revolution in Wien Fortschritte, stürzte das Ministerium Ficquelmont und stärkte sich an der Schwäche der Regierung. Die Verfassung, welche im April verkündigt wurde, traf auf lauter Mißvergnügen. Im Volke gährte es auf. Das Ministerium wollte widerstehen und lehnte die stürmisch geforderte Zurücknahme der Verfassung

und die Einberufung einer constituirenden Versammlung, die ein neues Staatsgrundgesetz berathen solle, ab; ja es ließ sogar Generalmarsch schlagen, Truppen marschiren, Kanonen auffahren. Aber es that darnach nicht mehr. Vor einer Sturmpetition gaben vielmehr die Minister nach und der schwache Kaiser unterschrieb am 15. Mai auch das Decret, durch welches bestimmt wurde, daß die Verfassung vom 25. April zurückgezogen und von einer constituirenden Versammlung neu berathen werden solle . . .

Der arme Kaiser Ferdinand! Wie gerne hätte er sich vor all' dem Gezänk und Geschrei, vor dem Schachern und Petitioniren zurückgezogen in die stille Einsamkeit eines einfachen Familienlebens! Aber auch ihn hielt die Hydra Politik noch fest in ihrer unwiderstehlichen Umarmung.

Die wiener Sturmpetition hatte in den Hofkreisen einen furchtbaren Eindruck gemacht. Ein officielles diplomatisches Actenstück sagt über den Zustand an diesem bangen Tage ausdrücklich: „Wäre übrigens am 15. Mai durch Zufall ein Gewehr losgegangen, so hätte selbst die Universität nicht vermocht, die Burg vor dem Andrange der zur Plünderung und zum Todtschlag aufgestachelten, auf dem Glacis zusammengerotteten Proletarier zu schützen". . . Wunder nehmen kann es daher nicht, daß man in der kaiserlichen Familie an Mittel dachte, sich vor solchen Gefahren zu sichern und den Kaiser jeder weiteren gewaltsamen Beeinflussung zu entziehen.

Die beiden einflußreichsten Frauen des Kaiserhauses beriethen darüber mit einander. Fürchtete die Kaiserin Maria Anna mehr die persönliche Gefahr für sich und ihren kaiser-

lichen Gemahl, wenn die unberechenbare Wuth des Volkes plötzlich den seither noch geachteten Damm überschreiten sollte, so bangte der Erzherzogin Sophie zumeist vor weiteren Zugeständnissen an das Volk, dessen Forderungen mit seinen Erfolgen stiegen, die ihrem Sohne einen verstümmelten Thron hinterlassen könnten . . .

Flucht! das wurde die Losung, die Vereinbarung, in welcher sich die beiden Frauen begegneten. Still ward es geplant, heimlich vorbereitet. Nur wenige Vertraute wußten darum. Einfach und geräuschlos bestieg die kaiserliche Familie am 17. Mai Nachmittags ihre Wagen, um die gewohnte Spazierfahrt nach Schönbrunn zu machen. Unterwegs erst erhielten die Kutscher Befehle, den Weg nach Innsbruck einzuschlagen, wo die kaiserliche Familie von den allezeit gut kaiserlichen Tyrolern mit endlosem Jubel empfangen wurde . . .

Die Bestürzung der Wiener, bei der Nachricht von der Flucht des Kaiserhauses, war eine unbeschreibliche. Aber auf die anfänglichen Verwünschungen gegen die ganze Dynastie folgte bald ein ganz trauriger Katzenjammer. Ein Kaiser aus Wien vor seinem Volke geflohen, das war noch nicht dagewesen und das konnte man gar nicht ertragen. Um das Vertrauen der Kaiserfamilie wieder zu gewinnen, wurde man mit einem Male ganz still und loyal und der Weg nach Innsbruck bedeckte sich mit zahlreichen Deputationen männlichen und weiblichen Geschlechts, die um Gotteswillen bei der Kaiserfamilie bettelten, daß dieselbe in die wiener Burg zurückkehren möge . . .

Aber Kaiser Ferdinand vermochte die in seiner Hauptstadt

erlebten Eindrücke nicht zu verwinden. Der arme, kranke Herr war, ach, so kronenmüde. Fast täglich sprach er zu seiner Gemahlin den Gedanken aus, wie angenehm sie leben könnten, wenn man sie endlich von Wien aus in Ruhe lassen wollte, und wie sehr er sich darnach sehne, sich endlich zurückzuziehen.

Die Kaiserin stimmte ihrem Gemahle vollkommen bei. Die beiden hohen Schwägerinnen, Kaiserin Maria Anna und Erzherzogin Sophie, waren mit ihrem Plane bereits im Reinen, daß am 18. August 1848 der Thronwechsel stattfinden solle. Nach den Hausgesetzen der Dynastie wurde der Erzherzog Franz Joseph an diesem seinem achtzehnten Geburtstage mündig, dann sollten Kaiser Ferdinand und sein Bruder zu Gunsten des Neffen und des Sohnes entsagen, und der junge Kaiser konnte als völlig „unbefangene" und von den vorangegangenen Ereignissen unberührte Persönlichkeit zu den sehnsüchtig harrenden Wienern zurückkehren.

Allein die kaiserliche Familie befand sich zur Zeit ohne einen gewiegten Rathgeber, der in einer Frage von so zartester Natur hätte mit vollem Vertrauen bedacht werden können. Fürst Windischgrätz befand sich auf seinem militärischen Posten zu Prag und war dort unentbehrlich. Aber er sandte in der zweiten Hälfte des Juli Briefschaften an den innsbrucker Hof, unter denen sich auch ein Schreiben an die Kaiserin Maria Anna befand. Er berührte in demselben auch die Frage des Thronwechsels und beschwor die Monarchin, jeden solchen Gedanken zurückzudrängen. „Der Name Ihres erhabenen Monarchen hat, Gott sei Dank, noch einen großen

Einfluß auf eine zahlreiche Classe der Gesellschaft." Also schrieb der Fürst und machte damit die Kaiserin wieder schwankend in dem, was sie beschlossen hatte — jedenfalls wurde ein Aufschub des entscheidenden Actes in dem kaiserlichen Familiendrama in Aussicht genommen.

Die Verhandlungen wegen der Rückkehr des Kaisers nach Wien waren unterdeß nicht erloschen. Auch die Minister erklärten dieselbe für unumgänglich; ja sie drohten mit ihrem Rücktritte, wenn man sich nicht zu der Rückkehr nach Wien verstehen wollte. Allein das war keine so leichte Aufgabe. Der arme kranke Kaiser konnte die Schrecken nicht verwinden, welche ihm seine Wiener bereitet hatten, sondern zeigte einen entschiedenen Widerwillen, in seine Hauptstadt zurückzukehren, und die kaiserliche Familie entschloß sich, von Wien zuvor Bürgschaften zu verlangen, daß er dies mit voller Zuversicht thun könne.

Es läßt sich, erzählt ein in das ganze Familiendrama von 1848 Eingeweihter, Freiherr von Helfert, für die halt- und trostlose Lage, in die sich in jenen innsbrucker Tagen der Hof versetzt sah, kaum etwas Bezeichnenderes denken, als daß man sich für die Abfassung des allerhöchsten Handschreibens, das als Antwort nach Wien abgegeben werden sollte, an niemand anders zu wenden wußte, als — an den russischen Gesandten. Nun, es ist genug bekannt, welche Rolle Väterchen Nikolaus in St. Petersburg damals voll eines absolutistischen Wohlwollens gegen Oesterreich gespielt hat, das in der Niederwerfung Ungarns durch eine russische Armee gipfelte. Graf Medem war auf ausdrücklichen Befehl seines Monarchen und

Lord Ponsonby, der britische Botschafter, aus persönlicher Anhänglichkeit dem österreichischen Hofe nach Innsbruck gefolgt, und diese beiden Vertreter auswärtiger Mächte blieben eine Zeitlang die Einzigen, denen sich die kaiserliche Familie in heiklen Angelegenheiten mit Beruhigung anvertrauen zu können glaubte. Die Rückkehr nach Wien, berichtet unser Gewährsmann weiter, wurde unterdessen immer mehr zur brennenden Frage. Auch am Hofe bildete sich eine Partei, die in diesem Sinne thätig war. Der Kaiser selbst zeigte sich unentschlossener als je; einmal hatte er schon den Fuß auf den Wagentritt gesetzt, als er plötzlich „Nein" sagte und Alles wieder abbestellt werden mußte. Nun wurde daran gedacht, statt des Kaisers solle das erzherzogliche Paar, doch mit Zurücklassung des Prinzen Franz Joseph, nach Wien gehen, als es anhaltender Ueberredung von Neuem gelang, den Monarchen zur Rückreise zu bewegen. Allein im entscheidenden Augenblicke wollte er auf einmal wieder nicht und gerieth in eine nervöse Aufregung, gegen die alle Vorstellungen, alle Bitten keine Macht hatten . . .

Die Lage gestaltete sich um so kritischer, weil unterdeß die constituirende Reichsversammlung der Monarchie gewählt worden war und am 22. Juli eröffnet werden sollte. In der Bevölkerung Wiens herrschte Erbitterung, als an Stelle des Kaisers am 17. Juli Erzherzog Johann eintraf, um die Versammlung im Namen seines kaiserlichen Neffen zu öffnen. Eine seltsame und buntscheckige Versammlung, diese österreichische constituirende Nationalversammlung mit ihren 383 Mitgliedern, unter welchen sich 92 Bauern befanden, davon

32 aus Galizien mit Röcken von roher Leinwand oder in Schafspelzen, die man sich aber gern würde gefallen lassen haben, wenn ihre Träger nur wenigstens Deutsch verstanden hätten. Das Ministerium, dem die äußere Stütze in der Person des Herrschers mangelte, befand sich in einer schwierigen Lage, und von Neuem mußte es sein Verbleiben im Amte von der Rückkehr des Kaisers nach Wien abhängig machen.

Aber Kaiser Ferdinand bekam Krämpfe bei der bloßen Zumuthung, nach Wien zu gehen. Warum man in diesem kritischen Augenblicke den Thronwechsel nicht vollzog und nicht den neuen jungen Monarchen dem murrenden Reichstage präsentirte, das ist eines jener Geheimnisse des österreichischen Familienrathes, die meist undurchdringlich bleiben für jeden Außenstehenden. Fest steht, daß man bereits beschlossen hatte, der Erzherzog Franz Karl mit seinem ältesten Sohne solle für die Nichtankunft des Kaisers dem Reichstag und dem Ministerium Ersatz bieten, als Kaiser Ferdinand zum dritten Male nachgab, die Reise nach Wien nun wirklich antrat und daselbst am 12. August eintraf.

Doch die frühere Sehnsucht der Wiener nach dem Anblick des Monarchen war unterdessen in Erbitterung und Groll umgeschlagen. Der Kaiser wurde bei seinem Einzuge kühl, theilweise mit offenem Hohn empfangen. Die politischen Ereignisse waren obenein auch nicht dazu angethan, ihn zu erfreuen — der Bruch mit den Ungarn gähnte ihm offen entgegen — also zog sich Kaiser Ferdinand verstimmt nach Schönbrunn zurück, wo er seine Residenz aufschlug.

Dieser Empfang war nicht geeignet, die Lust des kranken

Herrschers am Herrschen zu beleben. Die Abd
trat daher wieder in den Vordergrund und wu
ab als ein binnen Kurzem erfolgendes Ereigni
Fürst Windischgrätz, der Commandirende von Bö
sich sehr ungehalten aus über die Rückkehr de
Hofes in die unmittelbare Nähe des wiener re
Kraters, und auch im Schooße der kaiserlichen
schien man nun erst, da der Schritt geschehen w
Größe der Gefahr zu begreifen, welche er im G
konnte. Man machte sich deshalb auf jeden
Mit dem wichtigen Posten eines kaiserlichen G
tanten wurde Fürst Joseph Lobkowitz betrau
Fürsten Windischgrätz seine Instructionen empfi
lauteten: Fürst Lobkowitz ist dafür verantwo
Kaiser kein neues Zugeständniß abgedrungen
etwas dergleichen im Anzuge ist, hat er
als möglich um die Person des Kaisers zu
unter deren Schutz, „nicht als Flucht",
Familie über Krems nach Olmütz zu brin
ich," schloß Windischgrätz, „Wien erobern
zu Gunsten seines Neffen abdanken, und
einnehmen." . . .

Fürst Windischgrätz galt im Augen
der kaiserlichen Familie. Er leitete
wegen der Thronentsagung und üb
Maria Anna die Entwürfe zu zwei
abtretenden und den antretenden K
blicke des Bedarfs kein Mangel dar

Doch noch einmal trat eine Unterbrechung des Vorhabens ein. Der Bruch mit Ungarn fand statt. Ein Bataillon Grenadiere der wiener Besatzung weigerte sich gegen die Un-
garn zu marschiren und versagte jedem Befehle Gehorsam.
ls Cavallerie herbeikam, um den Abmarsch des Bataillons
erzwingen, mischten sich zu seinen Gunsten Studenten,
iter, Nationalgarden in den Streit — und der Aufstand
. October begann mit einem hitzigen Gefechte an der
rücke. Von dort aus verpflanzte er sich weiter,
in dem schaudervollen Morde des Kriegsministers
velche Unthat einer wüthenden, sinnlos erregten
später von der siegenden Gewalt an den edelsten
ännern der Nation furchtbar gerächt worden
ien fiel in die Hand der Revolution.
owitz hatte den Befehl seines Meisters aus-
r ersten Nachricht vom Losbruche in Wien
se der kaiserlichen Familie „nicht als Flucht",
rker Truppenbegleitung, wie es Fürst Win-
estimmt hatte, über Krems nach Olmütz.
hgrätz aber machte sich aus Böhmen auf,
n. Am letzten October erlag die Revo-
und blutigen Kämpfen vor den Truppen
n Croaten des Banus Jellachich. Am
in der eroberten Stadt weiße Fahnen
ber von der Höhe des Stephansdomes
chwarzgelbe Fahne hernieder. So un-
wehte, das Zeichen des siegenden Ab-

solutismus, brach über die Besiegten die Schreckensherrschaft des Fürsten Windischgrätz herein . . .

Der „Eroberer von Wien“ legte von dem Augenblicke an, wo er den kaiserlichen Hof außerhalb des Revolutionsgebietes in Sicherheit wußte, auf den Thronwechsel nur noch Nebengewicht. Ihm lag jetzt die militärische Action am Herzen, während sein Schwager Fürst Schwarzenberg, der in dieser stürmischen Zeit als Ministerpräsident die Zügel der Regierung ergriffen hatte, die politische Action lenkte. Fürst Schwarzenberg aber hielt den lange geplanten Thronwechsel für unerläßlich. Er benutzte die Anwesenheit des Fürsten Windischgrätz, um mit seiner Meinung durchzudringen, daß er die große Aufgabe, die er unter der Aegide des Monarchen übernehme, nur dann mit Aussicht auf Erfolg angreifen könne, wenn ein Kaiser in der vollen Kraft seines Geistes und seiner Jahre den Thron einnähme. Und diesen Monarchen sollte der eben achtzehnjährige Franz Joseph abgeben! Allein Windischgrätz überwand siegreich alle Bedenken und brachte — Kaiser Ferdinand sehnte sich ja nach Entbürdung — auch mit dem erzherzoglichen Paare dessen Entsagung zu Gunsten ihres Sohnes in Ordnung.

Dann ging der Fürst wieder zur Armee und überließ seinem Schwager Schwarzenberg die Inscenirung des letzten Actes dieses kaiserlichen Familiendramas, über dessen innere Vorgänge durch die Mittheilungen des schon erwähnten Eingeweihten, Freiherrn v. Helfert, erst neuerdings zum ersten Male der Schleier gelüftet worden ist.

Doch, beinahe wäre die Entwicklung des Dramas noch

einmal gehemmt worden, weil im November in dem Bruder des Kaisers, dem Erzherzog Franz Karl, Zweifel aufstiegen. Die Söhne Kaiser Franzens waren in tiefster Verehrung vor der Weisheit ihres Vaters erzogen worden, und so beängstigte den Erzherzog plötzlich, dem bevorstehenden ernsten Schritte gegenüber, die Gewissensfrage: „Was würde er, der ehrwürdige Verstorbene dazu sagen, wenn er den kaum achtzehnjährigen Enkel auf seinem Throne erblickte, den seine eigenen Söhne feige verlassen haben?“... Tagelang kämpfte und rang der fromme Erzherzog mit seinen Gewissensscrupeln — da erschien es ihm einmal, als erblicke er den verklärten Vater, wie er segnend seine Hand auf das Haupt seines Enkels, des jungen Franz Joseph, lege — und diese „höhere“ Erscheinung, für die der streng katholische Fürst die leicht erklärbare Sinnentäuschung hielt, entschied bei ihm. Der Segen des Kaisers Franz mußte ja dem Enkel, seinem Sohne Glück bringen — sein Entschluß war damit gefaßt, und so wurde denn der 2. December 1848 für den Schlußact des kaiserlichen Familiendramas anberaumt, von dessen Abspielen, trotz der langen Vorbereitung dazu, nur wenige Eingeweihte Kenntniß bekommen hatten.

In früher Wintermorgenstunde am 2. December bot die Stadt Olmütz bereits einen ungewöhnlich erregten Anblick, dessen Ursache sich die meisten Betheiligten so wenig als die Unbetheiligten zu erklären vermochten. Zu Fuß und zu Wagen eilten die Herren und Damen des Hofes in großer Gala dem fürsterzbischöflichen Palaste zu, in welchem die Kaiserfamilie ihre Residenz aufgeschlagen hatte.

Was mochte der seltsame Befehl zu bedeuten haben, der um diese frühe Morgenstunde die sämmtlichen Mitglieder des Kaiserhauses, den gesammten Hofstaat und die in Olmütz anwesenden hohen Staats- und Militärbeamten für 8 Uhr Morgens zu Hofe beschieden hatte? — So fragte Einer erwartungsvoll den Andern. Die meisten Gefragten konnten keine Antwort darauf geben, und die wenigen, welche es gekonnt hätten, schwiegen und stellten sich so unbefangen und unwissend wie die übrigen.

Nur davon erfuhr man allgemein, daß am Abend vorher Fürst Windischgrätz und Banus Jellachich aus Wien eingetroffen wären, und daß um 2 Uhr Morgens in den Kasernen eine große Parade für 9 Uhr Vormittags angesagt worden war.

Wollte der Kaiserhof die siegreichen Feldherren, die Eroberer von Wien ehren, indem der gesammte Hof-Apparat in der Frühe des Wintermorgens zusammengetrieben wurde, und sollte die Parade der Gipfel der den Rettern des Staates bereiteten Ovation werden?

Kurz vor 8 Uhr waren die Nebengemächer des großen Thronsaals von einem immer dichter werdenden Gewühl erfüllt. Uniform, Frack und Talar zeigten sich reich vertreten. Auf allen Gesichtern konnte man erwartungsvolle Spannung lesen — und es mußte, der immer erregter klingenden Unterhaltung gegenüber, mehrmals Ruhe geboten werden, damit das Lärmen nicht in den angrenzenden Thronsaal dringe. Die Thüren desselben öffneten sich nur für wenige Auserwählte,

für die Erzherzöge und Erzherzoginnen, für die höchsten Staatswürdenträger und die Feldherren.

Im Thronsaal ließ sich die Scene fast nicht minder komisch an, als draußen.

Legationsrath von Hübner ordnete auf einem Tische Schreibzeug und sah so geschäftig dabei aus, als ob er Alles in diesem Augenblicke eher, als eine Frage vertragen könne. —

Die Prinzen und Prinzessinnen des Kaiserhauses blickten einander verwundert an, und Jeder las in des Andern Gesichte, daß derselbe sich in der nämlichen Unkenntniß über das, was da kommen sollte, befände, wie er selbst.

Obgleich an die Sitten der Höfe von Jugend ab gewöhnt, für deren Mysterien die Kunst der Verstellung und des Schweigens das erste Gebot der Klugheit bildet, vermochte sie der Erzherzog Karl Ferdinand dieses Mal doch nicht vollkommen zu üben.

„Aber sagen Sie mir nur," fragte er den Kriegsminister, „was geht denn heute vor, daß man uns schon um 8 Uhr hierherbestellt hat?"

„Belieben sich Eure kaiserliche Hoheit nur einen Augenblick zu gedulden, man wird es gleich erfahren . . ."

Der Augenblick war kaum verflossen, da wurden die Flügelthüren der kaiserlichen Gemächer geöffnet. Unter dem Vortritt des General-Adjutanten Fürsten Lobkowitz erschienen die Majestäten, der Kaiser Ferdinand und die Kaiserin Maria Anna, gefolgt vom Oberstlandmarschall, Landgrafen zu Fürstenberg und der Oberhofmeisterin Landgräfin zu

Fürstenberg; ferner Erzherzog Franz Karl, die Erzherzogin Sophie und ihr Sohn, der Erzherzog Franz Joseph.

Das Kaiserpaar nahm die Thronsessel ein, worauf sich auch die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie niederließen. Unter athemloser Spannung der Gemüther der Anwesenden zog Kaiser Ferdinand ein Papier hervor und las die nachfolgenden inhaltsschweren Zeilen von demselben ab:

„Wichtige Gründe haben Uns zu dem unwiderruflichen Entschlusse gebracht, die Kaiserkrone niederzulegen, und zwar zu Gunsten unseres geliebten Neffen, des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Joseph, höchstwelchen Wir für großjährig erklärt haben, nachdem Unser geliebter Bruder, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Karl, höchstdessen Vater, erklärt haben, auf das Ihnen nach den bestehenden Haus- und Staatsgesetzen zustehende Recht der Thronfolge zu Gunsten höchstihren genannten Sohnes unwiderruflich zu verzichten."

Auf Befehl des Kaisers trat darauf der Minister des kaiserlichen Hauses, Fürst Schwarzenberg, vor, um die betreffenden Staatsacte zu verkündigen. Mit lauter Stimme verlas er zuerst die Großjährigkeits-Erklärung des jungen Erzherzogs, dann die Entsagungs-Urkunde des Erzherzogs Franz Karl auf das „für den Fall der Abdankung Sr. Majestät des regierenden Kaisers und Königs Ferdinand des Ersten" ihm zustehende Nachfolgerecht zu Gunsten seines erstgebornen, nach ihm zur Nachfolge berufenen Sohnes und der nach ihm zur Thronfolge berechtigten Nachfolger . . . und endlich die feierliche Entsagungs-Acte des Kaisers Fer-

dinand selbst, bezüglich der „von Uns bisher zur Wohlfahrt Unserer geliebten Völker getragenen Krone des Kaiserreiches Oesterreich und der sämmtlichen unter demselben vereinigten Königreiche und sonstiger wie immer benannten Kronländer" zu Gunsten des Erzherzogs Franz Joseph und der nach Ihm zur Thronfolge berechtigten Nachfolger.

Fürst Schwarzenberg legte die Urkunden auf den Tisch nieder.

Kaiser Ferdinand erhob sich und unterzeichnete seine Abdankung. Ihm folgte der Erzherzog Franz Karl — der Minister des kaiserlichen Hauses gegenzeichnete die Urkunden — und von diesem Augenblicke an nannte man den achtzehnjährigen Jüngling: Franz Joseph I., regierenden Kaiser von Oesterreich.

Ahnte wohl dem jungen Herrscher, daß es eine Dornenkrone sei, die man ihm auf das Haupt drückte, als er tief bewegt, Thränen in den Augen und keines Wortes mächtig, vor seinem kaiserlichen Oheim auf die Kniee sank, um dessen Segen zu erbitten?

Der gute Kaiser Ferdinand neigte sich über den Neffen, umarmte ihn und sagte in seiner schlichten Weise: „Gott segne Dich. Sei nur brav, Gott wird Dich schützen. Es ist gern geschehen!"

Die Kaiserin Maria Anna und die Eltern des jungen Monarchen umarmten und segneten ihn, während die übrigen Mitglieder des Kaiserhauses ihrem neuen Oberhaupte huldigten.

Zum Schlusse wurde das vom Legationsrath Hübner über den Vorgang aufgenommene Protokoll vorgelesen und

von allen Anwesenden, mit Ausnahme der beiden Kaiser, unterfertigt. Der Hof zog sich in seine Gemächer zurück und eines der folgenreichsten Ereignisse der neueren Geschichte Oesterreichs war damit zum Abschluß gekommen.

Jetzt erst wurden die Flügelthüren zu den Nebensälen geöffnet, die dort in athemloser Spannung harrenden Herren und Damen des Hofes traten ein und erhielten vom Fürsten Schwarzenberg die Verkündigung von dem vollzogenen Thronwechsel. Sofort erfolgte auch auf drei Punkten der Stadt die öffentliche Proclamation des neuen Kaisers, und Franz Joseph I. erschien zu Pferde in glänzender Begleitung, um den ausgerückten Truppen die Parade abzunehmen.

Während die überraschende Kunde von dem kaiserlichen Familien-Drama, welches dem österreichischen Volke einen neuen jugendlichen Herrscher gegeben hatte, auf Windesflügeln durch das Land flog, reisten Kaiser Ferdinand und seine Gemahlin Maria Anna nach Prag, um in den stillen Räumen des Hradschin das Glück des Friedens für sich selbst zu suchen, welches sie auf dem Throne nicht gefunden hatten.

Dort lebt das hochbetagte Herrscherpaar noch immer in aller Stille und hat schwerlich den kaiserlichen Neffen nur einen Augenblick lang um den Glanz seiner Dornenkrone beneidet. Vierundzwanzig Jahre herrscht jetzt Kaiser Franz Joseph, aber nur wenige Sonnenblicke des Glücks sind während derselben seiner Regierung zu Theil geworden. Unglück und Irrthum, Irrthum und Unglück umschlingen

wie die Perlen eines Rosenkranzes diese 24 Lebens- und Herrscherjahre seiner apostolischen Majestät; die größeren Perlen desselben tragen verhängnißvolle Namen: Ungarn — Rom — Magenta — Solferino — Königgrätz — Venedig.

Druck von L. Mack in Bremen.

Roesler, Robert,

Aus dem 'tollen' Jahr Federzeichnungen aus dem Jahre 1848. Zur 25jährigen Gedächtnißfeier

Bremen 1873